

## **Kelten, Germanen und Slawen im südöstlichen Mitteleuropa**

### **Eine archäologische Bilanz \*)**

Die Länder in der Zone nördlich des Alpen-Karpatenbogens werden durch Mittelgebirge und Flußsysteme in verschiedener Weise gegliedert, und diese Gliederung ist auch für die Kulturgeschichte der einzelnen Landschaften von Bedeutung gewesen. Die wichtigste Verbindung für die Kulturen im urgeschichtlichen Mitteleuropa wurde zu allen Zeiten durch die Donau gewiesen. Die ihr zugewandten Landschaften zeigten sich starken Anregungen gegenüber aufgeschlossen, die aus dem Südosten nach Mitteleuropa ihren Weg genommen hatten. Zu diesen Landschaften gehörten die Slowakei, Mähren und auch noch der böhmische Kessel an der oberen Elbe. Nördlich der Karpaten und nordöstlich der Sudeten hingegen wiesen die großen Flußsysteme von Oder und Weichsel nach Norden und Osten. Die Landschaften am Oberlauf der Ströme verhielten sich anders zum Donaugebiet. Dieser urgeschichtliche Quellenbild ist deshalb ebenfalls anders. Dieser Unterschied im archäologischen Quellenbild der Landschaften gilt für die frühgeschichtliche Zeit genauso wie für die urgeschichtliche.

Im südöstlichen Mitteleuropa begann schriftlich dokumentiertes Leben später als im südwestlichen Mitteleuropa. Während die Gebiete am Oberrhein und an der oberen Donau in den beiden Jahrhunderten um Christi Geburt dem römischen Weltreich eingegliedert wurden und auch später nie ganz aus dem Gesichtskreis der Geschichtsschreibung rückten, verhielt es sich mit den Ländern zwischen Böhmerwald und den nördlichen Karpaten anders. Sie gehörten weder zum römischen Imperium noch zu dem merowingischen oder karolingischen Machtbereich des Frühmittelalters. Ihre Lage und ihre Bewohner waren jedoch römischen und fränkischen Historikern und Geographen bekannt. Ist doch etwa der Name Böhmens einer der ältesten Landschaftsnamen im heutigen Mitteleuropa. Aber die vorhandenen Nachrichten belassen jene Länder im ganzen ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung noch im Dämmerlicht der Frühgeschichte, und erst im Hochmittelalter beginnt die eigene Überlieferung.

Unser Wissen wird jedenfalls mehr vom archäologischen als vom historischen Quellenbereich bestritten, wenn man die Menge und den Reichtum des Materials bedenkt. Wie stellt sich nun das frühgeschichtliche Leben in den einzelnen Landschaften im Lichte archäologischer Quellen dar, und inwieweit ist man imstande, diese

\*) Antrittsvorlesung, gehalten am 26. 5. 1965.

mit schriftlichen Zeugnissen zu vergleichen? Berichten archäologische Quellen nur gewisse kulturgeschichtliche Einzelheiten, oder geben sie etwa mehr historische Aussagen als die Schriftquellen?

Das archäologische Material aus frühgeschichtlicher Zeit hat man im südöstlichen Mitteleuropa in mehrere chronologisch gut unterscheidbare Schichten aufgeteilt und mit größerer oder geringerer Sicherheit jeweils den Kelten, den Germanen oder den Slawen zugewiesen. Man folgte dabei dem Grundsatz, daß diese Namen mit gewissem Spielraum für jene Zeiten zu gelten haben, in denen sie historisch bezeugt sind. Eine regionale Betrachtung zeigt aber Unterschiede im Schichtenprofil.

Man muß daher die Quellenbilder der verschiedenen Landschaften miteinander vergleichen, um einen Einblick in den kulturgeschichtlichen Ablauf der Dinge zu erhalten. Wir haben zwar in der Urgeschichte keine Faustregel, nach welcher regionale Unterschiede im Erscheinungsbild der archäologischen Quellen als konkrete historische Vorgänge oder Zustände zu deuten wären. Aber in frühgeschichtlicher Zeit bietet sich in den Schriftquellen eine gute Kontrolle des archäologischen Befundes. Umgekehrt können die archäologischen Quellen zeigen, welche Kultur oder Lebensform die schriftlichen Nachrichten gemeint haben, als sie, wie etwa in unserem Fall, von keltischen, germanischen oder slawischen Stämmen sprachen.

Der älteste Name einer Bevölkerung, den man aus Böhmen kennt, ist der der keltischen Bojer, deren Vetter wir in Mähren und in der Westslowakei in gleicher Weise annehmen dürfen wie im westlichen Mitteleuropa. Man schreibt ihnen dort überall die Latènekultur zu, die Kultur der spätesten vorrömischen Eisenzeit. Bei ihr wollen wir kurz verweilen.

Ursprünglich aus Anregungen entstanden, die letzten Endes auf archaisch-griechische und vor allem etruskische Einflüsse über die Gegenden an der Rhône und am Caput Adriae zurückgehen, breitete sich die Latènekultur über weite Landschaften Europas aus und wurde zu einer Zivilisation im weitesten Sinne des Wortes. Ihre Eigentümlichkeiten waren keineswegs auf die Kelten allein beschränkt. Vielmehr ist die Differenzierung dieser Kultur ein Kennzeichen, ja der Inhalt der Problematik der jüngeren vorrömischen Eisenzeit in Mitteleuropa. Die Quellenlage und die Verflechtung der zeitlich und örtlich unterscheidbaren Gruppen ist sehr kompliziert, wie ein Blick auf die Verhältnisse in Böhmen lehren mag:

In der Frühlatènezeit, im 5. Jahrhundert v. Chr., gibt es eine gut bezeugte Fundgruppe in Südböhmen südlich der Beraun. Ihr Material stammt aus Grabhügeln mit Brandbestattung. Aus der Mittellatènezeit bis zur beginnenden Spätlatènezeit, also etwa zwischen dem ausgehenden 4. und dem beginnenden 1. Jahrhundert v. Chr., kennt man eine nicht minder dicht belegte Gruppe von Flachgräbern mit Skelettbestattung in Mittel- und Ostböhmen etwa um obere Elbe, untere Eger und untere Moldau. Aus der Spätlatènezeit, also im

ganzen letzten Jahrhundert vor Christi Geburt, kennt man reiches Material aus 6 großen Oppida, also stadtartigen Höhensiedlungen, die wiederum in Südböhmen südlich der Beraun liegen, eine auch südlich der oberen Elbe. Hinzu kommen Brandgräberfelder, und zwar zunächst am Elbdurchbruch um Bodenbach und an der oberen Iser, also ganz im nördlichen Böhmen. Diese sogenannte Bodenbacher Kultur entspricht zeitlich den Oppida. Ihr Kulturgut ist einfacher, wurde aber von den südböhmischen Stadtsiedlungen stärkstens beeinflußt.

Wenn man sich dieses bunte Bild allein für Böhmen vor Augen hält, muß man noch bedenken, daß diese späturgeschichtlichen Verhältnisse allmählich gewachsen sind, wobei freilich mit großen Quellenlücken zu rechnen ist. So besteht beispielsweise eine gewisse Verbindung zwischen der dicht gestreuten hallstattzeitlichen Schicht Ostböhmens und den latènezeitlichen Skelettgräbern. Andererseits kennt man die Gräber der Oppidum-Bewohner Südböhmens nicht. Ihr Verhältnis zu der dort aus Grabhügeln überlieferten Frühlatènekultur harret der Klärung, und wahrscheinlich fehlt eine Kontinuität wenigstens teilweise nur wegen der Lücken im Quellenstoff.

Mit dieser Schilderung der latènezeitlichen Verhältnisse in der am besten bekannten Teillandschaft des südöstlichen Mitteleuropa, in Böhmen, sollte nur gezeigt werden, daß dort seit langem ein differenzierter Entwicklungsprozeß im Gange war. Wir möchten davon zunächst nur die spätlatènezeitliche und sicher keltische Schicht der Oppida im Auge behalten. Es handelt sich bei ihnen um jene bekannten befestigten kleinen Bergstädte, deren Lebenshaltung und Gesellungsform erst in späthellenistischer Zeit aus dem Mittelmeerraum her weiter ausgriff, angeregt vermutlich durch Kenntnisse und Erfahrungen, die die Kelten in den Jahrhunderten vorher auf ihren Kriegszügen in den Süden gewonnen hatten. Die Oppida fanden ihr Ende im Laufe des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Hierbei spielte in Ostfrankreich und im südwestlichen Mitteleuropa die Ausdehnung des römischen Imperiums eine wichtige Rolle. Im östlichen Mitteleuropa stellt sich der Vorgang völlig anders dar.

In Böhmen, Mähren, der Westslowakei und Oberschlesien waren die Oppida mehr noch als im Westen eigentlich eine Episode. Weiter nordostwärts, in Nordböhmen, Mittel- und Niederschlesien, Südpolen, aber auch im sächsischen Elbgebiet, kennt man Oppida überhaupt nicht. Im nordöstlichen Mitteleuropa zeigt nur der starke keltische Zivilisationseinfluß, wie in alten Ordnungen verharrende Brandgrabkulturen von den Strömungen der Zeit ergriffen, aber noch nicht umgewandelt wurden. Die Landschaften beiderseits der Sudeten gingen also schon in keltischer Zeit verschiedene Wege. Dies blieb so auch in der Folgezeit. Historisch und auch archäologisch besser erfäßbar sind die Vorgänge südwestlich der Sudeten.

In Böhmen folgt den Oppida etwas völlig Neues, nämlich Brandgräber wie im mittelböhmischen Planany mit einer andersartigen

ausgereiften Spätlatènekultur augustischer Zeit, die zeitlich und regional die Oppida bereits überlagert, da Funde aus Südböhmen bekannt wurden. Diese augustische Kultur schöpfte teilweise aus der Tradition der Oppidum-Kultur. Im größten Oppidum, dem von Závist an der Moldau südlich von Prag, fand man bereits wenige Reste ihrer Keramik. Immerhin leitet die augustische Schicht bruchlos in die Kultur der Kaiserzeit über. Zwischen ihr und den plötzlich verlassenen Stadtsiedlungen erkennt man einen Riß, dessen historische Bedeutung außer Zweifel steht.

Vergleicht man diese Befunde mit denjenigen in den Nachbarlandschaften, dann ergeben sich zunächst überraschende Parallelen: Am ähnlichsten den Verhältnissen in Böhmen sind wohl die im Maingebiet, etwa in Unterfranken, wo ebenfalls den Oppida-Siedlungen eine Schicht mit Brandgräbern folgt, die in Inhalt und Aussehen denen Böhmens stark ähneln. Im sächsisch-thüringischen Gebiet sind die Brandgräber denen Böhmens sehr ähnlich und dem kulturellen Erbeil der böhmischen Oppida in gleicher Weise verhaftet. Auf dem augustischen Kriegergräberfeld in Großbromstedt bei Weimar, das auf keinen Fall nur einer einzigen Siedlung angehört, konnte man eine soziale Staffelung beobachten, die ziemlich sicher in starkem Gegensatz zu jener Gesellschaft steht, die man in den Oppida voraussetzen muß. In Mähren und Niederösterreich ist die augustische Schicht nicht vorhanden. Jedoch lassen sich Brandgräber entsprechender Art aus dem ersten Jahrhundert klar nachweisen. Dasselbe gilt für die Slowakei. Man hat in Niederösterreich, Mähren und der Slowakei wenig Anhaltspunkte über die Kontinuität zwischen der Oppida-Kultur und dem neuen Element. Immerhin zeigt sich in der Westslowakei im Laufe des 1. Jhs. n. Chr. ein besonders großer Reichtum in den Gräbern, der auf die engen Beziehungen des Gebietes zu den benachbarten römischen Provinzen zurückgeht.

Von dorthier drang ein Importstrom auch in entferntere Gebiete. Besonders Böhmen scheint ein Vermittler zwischen den Provinzen in den Ostalpen und den Ländern an der Ostsee gewesen zu sein. Die Einflüsse aus dem norisch-pannonischen Raum über Carnuntum, die Böhmen in augustischer Zeit weitervermittelte, waren in den nordischen Gebieten die unmittelbare Fortsetzung der keltischen Einflüsse aus der Oppidum-Zeit. Man gewinnt den Eindruck, daß deren Ablösung durch die augustische Schicht ein regional begrenzter Vorgang war, der nur als kulturgeschichtliches Detail historischer Ereignisse angesehen werden kann.

Daß sich diese Ereignisse in den einzelnen Landschaften verschieden abspielten, dafür ist Schlesien ein gutes Beispiel. Nur im südlichen Oberschlesien, bei Bieskau, Kr. Leobschütz, hat es vielleicht ein Oppidum gegeben. Sonst setzte sich die Brandgräberkultur der Spätlatènezeit fort in die ersten Jahrhunderte n. Chr., wobei Namen wie der der Wandalen, den die schlesische Forschung dieser Kultur gab, und der Przeworskultur, den die polnische Forschung

gebraucht, hier nicht miteinander verglichen zu werden brauchen. Wie lassen sich nun die Unterschiede zwischen Böhmen, der Slowakei und Schlesien erklären, und kann dies mit Hilfe der schriftlichen Quellen geschehen?

Die keltische Oppidum-Kultur in Gallien erlag der römischen Provinzialkultur in dem Jahrhundert nach Caesars Unterwerfung, in den Alpenprovinzen südlich der Donau mit örtlichen Unterschieden im gleichen Zeitraum. In Böhmen wurden die keltischen Bojer nach TACITUS' Angabe in der *Germania* durch die Markomannen unter Marbod vertrieben, vermutlich zwischen 9 und 3 v. Chr. Diesen Vorgang wird man irgendwie mit dem Einsetzen der augustischen Brandgräberfelder in Verbindung bringen können. Die archäologischen Quellen erläutern nicht die historischen Vorgänge zwischen den einzelnen Stämmen, wohl aber eine geringe Übernahme des Kulturerbes der Oppida, dessen Wandlung wohl durch Verbleib eines bojischen Bevölkerungsteils in einer völlig veränderten Umwelt zu deuten ist. Es ist wohl auch kein Zufall, daß eines der ältesten germanischen Fürstengräber des 1. Jhs. im Herrschaftsbereich des Marbod, in Prag-Bubentsch, gefunden wurde. Mehrere reiche Gräber des 1. Jhs. fand man erst in den letzten Jahren in Kostolná pri Dunaji bei Galanta in der Westslowakei, und man braucht wohl nicht daran zu zweifeln, daß wir es hier mit der Hinterlassenschaft jenes von den Römern gegründeten markomannisch-quadischen Königreichs des Vannius zu tun haben, das im 1. Jh. Einflüssen aus dem Imperium gegenüber besonders aufgeschlossen war.

Der Handel mit dem römischen Imperium wird durch jene Kaufleute vermittelt worden sein, die Marbods Gegner bei der Eroberung seiner Burg im Jahre 18 n. Chr. antraten. Diesen ist wohl auch der römische Import zu danken, den man in böhmischen und in anderen germanischen Fürstengräbern der sog. Lübsow-Gruppe aus dem 1. Jh. n. Chr. gefunden hat. Fürstengräber dieser Art fand man in Oberschlesien, im Warthecknie und in Norddeutschland beiderseits von Elbe und Oder sowie auf den dänischen Inseln. Sie zeigen eine Sozialstruktur, die sich erst im 1. Jh. n. Chr. im Totenkult manifestierte, und zwar sowohl bei Stämmen in altem als auch bei solchen in jungem Siedelgebiet, hauptsächlich aber doch im östlichen Mitteleuropa. Stärkere soziale Schichtung könnte hier teilweise mit der Expansion Hand in Hand gegangen sein. In West- und Süddeutschland, wo die Expansion durch die Römer verhindert wurde, kennt man Fürstengräber ostmitteleuropäischer Art nicht. Die genaue Ursache ist nicht bekannt. Es scheint so, als ob die Übernahme sozialer Vorstellungen in den Totenkult regional beschränkt und religiös begründet war.

Zusammenfassend kann man im archäologischen Material im südöstlichen Mitteleuropa germanische Zeugnisse zuerst in den beiden Jahrhunderten vor und nach dem Zusammenbruch der keltischen Oppidum-Kultur erkennen, die sich ehemals wie ein Gürtel

um die antike Hochkultur legte. Unabhängig von den Schriftquellen zeigt sich ein Kulturwechsel im archäologischen Fundstoff südwestlich von Sudeten und Karpaten, nordöstlich der Gebirge aber ein mehr fließender Übergang zu dem im ganzen ähnlichen Fundbild frühkaiserzeitlicher Stammeskulturen. Im südöstlichen Mitteleuropa stießen an der römischen Donaugrenze jetzt zwei Gesittungen aufeinander, die weit verschiedener waren als die der Römer und der Kelten in Gallien zur Zeit Caesars. Man versteht kulturgeschichtlich Hintergrund und Folgen jener Vorgänge, die zur Zeit der Germanenkriege unter Augustus und Tiberius durch die römischen Quellen hier im Südosten geschildert oder angedeutet werden. Zwischen Böhmen und der Slowakei kann man von einer Landnahme sprechen, wogegen in Schlesien und Südpolen germanische Stämme bereits länger sesshaft waren und in die Vorgänge beim Untergang der keltischen Zivilisation, bei der Einflußnahme Roms auf die Gebiete bis zur Elbe und March nicht mit hineingezogen wurden.

Wenn sich hier der Eintritt der Germanen in die Geschichte, obgleich nur durch wenige Schriftquellen beleuchtet, von den archäologischen Quellen in solcher Weise bestätigen und ergänzen läßt, dann darf man fragen: In welcher Weise zeigt sich nun im gleichen Gebiet der Eintritt der Slawen in die Geschichte, und kann man die beiden Vorgänge als frühgeschichtliche Modellfälle einander gegenüberstellen? Auch beim Eintritt der Slawen in die Geschichte wird man archäologisch besonders jene Periode zu erfassen haben, wo Älteres von Neuerem abgelöst wird und dann beides den historischen Quellen gegenübergestellt werden kann. Zuvor muß jedoch noch ein Blick auf die Entwicklung in der späten römischen Kaiserzeit geworfen werden.

Gegenüber dem Fundstoff aus dem ersten und beginnenden zweiten Jahrhundert beginnt der Reichtum nachzulassen. Kennzeichnend für die folgenden Jahrhunderte wurde ein neuerliches Aufblühen. Es äußert sich in einer Zunahme der Funde, von denen neue, z. T. reich mit Import ausgestattete Fürstengräber in der Slowakei und in Schlesien sowie die häufig verwendete Drehscheibenware bei der Keramik hervorgehoben seien. Diese Drehscheibenware dehnte sich im 4. Jh. von der Slowakei und Südmähren her bis tief nach Schlesien und Südpolen hin aus. Auf dem Boden eines germanischen Stammesgefüges bildete sich nahe der Reichsgrenze eine Lebenshaltung heraus, die in manchem der provinzialen geähnelt haben mag. Durch den Handel am Beginn der Bernsteinstraße, durch heimisches vielleicht von verschleppten Provinzialen betriebenes Gewerbe kam es zu einem zivilisatorischen Prozeß, der im archäologischen Material sich ablesen läßt, aber durch die Völkerwanderung zum Stillstand kam. Dem entsprachen die Absichten der Kaiser Mark Aurel um 180 und Valentinian um 375, hier jenseits der Donau eine neue Einflußsphäre oder gar eine Provinz einzurichten, die aber nie zur Ausführung kamen. Dabei ist wichtig zu sehen, daß der provinziäl-römische Einfluß nicht allein aus den

angrenzenden Provinzen, vor allem Pannonien, kam. Vielmehr strömte der Import auch aus dem fernen Gallien, also aus dem Westen, bis in die Slowakei. Aber die Fibelformen in den Urnenfeldern Mährens stammten aus dem Südosten, aus dem gotisch-sarmatischen Raum, der durch den hunnischen Machteinfluß bald von besonderer Bedeutung für ganz Mitteleuropa wurde. Wir werden den beiden Kulturströmen aus dem Südosten und aus dem Westen noch begegnen.

Böhmen lag in spätrömischer Zeit abseits und gehörte mehr in den elbgermanischen Bereich. Fürstengräber kennt man von dort im Gegensatz zu Thüringen nicht, ja man kann sagen, daß die sporadische Verteilung der spätkaiserzeitlichen Fürstengräber im östlichen Mitteleuropa das unterschiedliche Schicksal der Landschaften vorausahnen läßt.

Die Fürstengräber, ihre Sippen, ihr Anhang, ihre Bevölkerung sind seit den großen Stürmen des ausgehenden 4. und des 5. Jhs. aus den archäologischen Quellen verschwunden. Nur in den westlichen Landschaften fließen die Quellen noch reichlicher. Böhmen und Mähren gehörten seit dem Ende des 5. Jhs. in den Kreis der germanischen Reihengräberkultur, deren Verbreitung auf die Grenzen des vormaligen Imperiums keine Rücksicht mehr nahm. Die Reihengräber vermitteln im Querschnitt ein reichhaltiges Quellenbild. Ihre geographische Grenze ist daher an sich schon kulturgeschichtlich auffallend. Böhmen und Mähren, Niederösterreich, West- und Ostungarn gehören in den Bereich des „östlich-merowingischen Kreises“ zwischen Thüringen und Siebenbürgen. Die Gräber füllen in Böhmen und Mähren nur etwa die Zeit eines Dreivierteljahrhunderts aus. Sie enden dort zumeist um 530 und wurden zum großen Teil systematisch zu einer Zeit ausgeplündert, als die Grabstellen noch sichtbar gewesen sein müssen. Um die gleiche Zeit etwa enden auch viele Gräberfelder in Thüringen, die indessen weniger ausgeplündert sind.

Historisch läßt sich diesem Befund zunächst rein negativ gegenüberstellen, daß über die Stammesbildungen im thüringischen, böhmischen und mährischen Bereich nichts bekannt ist. Das Aufkommen der Reihengräbersitte bedeutet die Entstehung eines archäologischen Quellenbildes im Gefolge der Völkerwanderung, dessen kulturgeschichtlicher, vielleicht doch schon christlicher Hintergrund historisch im Zusammenhang mit der späten Provinzialkultur gedeutet werden kann. Das Ende des „östlich-merowingischen Kreises“ läßt sich historisch bereits besser verstehen. Im Jahre 531 wurde nach fränkischen Berichten den Thüringern durch Vernichtung ihrer Selbständigkeit von den Franken ein schwerer Schlag versetzt. Um etwa die gleiche Zeit scheinen nach den ältesten langobardischen Quellen die Langobarden auf ihrem Wege aus Mähren und Niederösterreich wenigstens einen Teil ihres späteren südlich der Donau gelegenen Machtbereichs besetzt zu haben, und um eben diese Zeit müssen die Bajuwaren ihre frühesten historischen Sitze südlich der

Donau bezogen haben. Da nun die bajuwarischen Gräberfelder in Bayern und die langobardischen in Pannonien um jene Zeit beginnen, in der die böhmischen und südmährischen ausklingen, wird man diesen Ausklang der Reihengräberzeit in Böhmen und Südmähren mit dem Abzug der nachmaligen Bajuwaren und der Langobarden erklären können. Die Reihengräberfelder würden in diesen Ländern die kurzfristige Schlußperiode einer längeren germanischen Siedlungszeit darstellen.

Noch war die Zeit der Wanderungen nicht zu Ende. Im Laufe des 6. Jhs. löste sich auch der südöstlich anschließende Teil des „östlich-merowingischen Kreises“ auf und verschwand: Die Vernichtung des Gepidenreiches in Ostungarn und Siebenbürgen durch die Awaren 567 und die Abwanderung der Langobarden aus Österreich und Westungarn nach Italien 568 zogen in diesen Ländern das Ende der Reihengräberfelder mit germanischem Waffen- und Trachtzubehör nach sich. Andererseits hatten sie das Auftreten einer neuen reiternomadischen Kultur im Gefolge, nämlich der awarischen. Man kann den ehemaligen Reihengräberkreis im weitesten Sinne wiederum als Außenprovinz einer Zivilisation auf mittelmeeischer Grundlage auffassen, wie ehemals die keltischen Oppida. Man kann den Vergleich auch noch weitertreiben.

Denn nun tritt ein Vorgang ein, der in gewisser Weise an das erste archäologisch faßbare Auftreten der Germanen erinnert. Die Archäologie des frühen Mittelalters in Böhmen und Mähren beginnt wiederum mit Brandgräbern, die eine recht einfache Keramik ergaben. Hügelgräber und Urnenfelder mit solcher Keramik kommen zwischen Brandenburg und Nordostrumänien vor. Wenn man sie auch teilweise in das 7. Jh. verweisen kann, so sind diese einfachen Formen des sogenannten Prager Typs noch nicht allzu häufig in einwandfrei frühen Zusammenhängen nachgewiesen und daher nicht leicht zu datieren. Nur in Südmähren und an der Grenze zur Slowakei kommen diese Urnengräber auf größeren Nekropolen zusammen mit Skelettgräbern vor, die eine reiche Beigabenausstattung nach Art der Nomadenkrieger und ihrer Frauen enthalten. Sie bekunden daher jene Symbiose zwischen Awaren und Slawen, die für das 7. und 8. Jh. auch in fränkischen Schriftquellen bezeugt ist.

Das Material ist aus diesen frühen Jahrhunderten noch gering, da man bisher wie in der vorhergehenden Zeit zumeist auf Gräber als Quellen angewiesen war. Aber auch von diesen kennt man wenig, da die Slawen zunächst nur Brandgräber in flachen Grabgruben oder Hügeln kannten, die meist nicht mehr erhalten sind. Um so bemerkenswerter ist das Anschwellen des gesamten archäologischen Materials seit dem fortgeschrittenen 8. Jh. in karolingischer Zeit. Gräberfelder mit Brand- und Skelettbestattung, in regelrechte Reihengräberfelder übergehend, kennt man von der westlichen Slowakei bis nach Böhmen. Bei den Sorben und Wilzen im sächsischen und brandenburgischen Gebiet scheint man länger an der Brandbestattung festgehalten zu haben. Aber im böhmisch-mährisch-



slowakischen Bereich zeigt sich gleichsam eine Wiederholung der ganzen Entwicklung des Grabbrauchs in germanischer Zeit. Dadurch wird ein ähnlicher Riß zwischen Völkerwanderungszeit und frühem Mittelalter deutlich wie ehemals zwischen den keltischen Oppida und den Gräberfeldern der augustischen Zeit. Die seit dem 8. Jh. immer zahlreicher gebauten Burgwälle mit Resten kontinuierlicher Besiedlung bezeugen nunmehr eine Lebensform, deren Träger eine Abwanderung nicht mehr in Erwägung zogen.

Wie war es dagegen östlich der Sudeten, in den schlesisch-südpolnischen Gebieten? Dort hat es keine germanischen Reihengräber mehr gegeben, und für den Zeitansatz ältester slawischer Funde kennen wir keinen deutlichen Terminus post quem wie in den Siedelgebieten der letzten germanischen Stämme Böhmens, Mährens und Niederösterreichs. Auch kennt man kaum Einwirkungen aus dem Bereich der awarischen Steppenvölker wie in Ungarn und in der Slowakei. Trotzdem läßt sich nach den übereinstimmenden Ergebnissen der ostdeutschen und der polnischen Forschung annehmen, daß hier im Osten eine größere Kontinuität zwischen dem Fundgut der späten Kaiserzeit, der Völkerwanderungszeit und den frühesten slawischen Siedlungszeugnissen vorhanden war. Während die ostdeutsche Forschung annahm, daß damit eine Ansiedlung germanischer Bevölkerung bis in sehr späte Zeit nachgewiesen sei, glaubt die polnische Forschung den Beweis für den Ansatz slawischer Stämme schon in sehr früher Zeit in den Händen zu haben. Im Mittelpunkt der Diskussion standen dabei verschiedene auffallende Erscheinungen, so besonders völkerwanderungszeitliche Funde germanischen Gepräges in Südpolen, die sehr frühe Datierung von Funden in den Burgwällen von Gustau/Kr. Glogau, Kleinitz/Kr. Guhrau, Biskupin im Netzebogen südwestlich von Bromberg und Bonikowo/Kr. Kosten, weiter der kaiserzeitliche Fundreichtum um Kalisch, das mit dem ptolemäischen Kalisia gleichgesetzt wird, und schließlich die Entdeckung der oberschlesischen Guttentag-Kultur. Sie gehört etwa in das 6. Jh., und man hielt sie wegen ihrer südöstlichen, vor allem in der Drehscheibenkeramik zum Ausdruck kommenden Beziehungen für gotisch. Jedoch spricht die Sitte der Kollektivbrandgräber nicht für einen germanischen Stamm. Da sich die Funde sowohl dieser Kultur als auch der frühen slawischen Burgwälle neuerdings häufen, ist allgemein eine Kontinuität von der Völkerwanderungszeit zum slawischen Frühmittelalter anzunehmen, jedoch mit regionalen Unterschieden, deren Trennung und Darstellung noch aussteht.

Der große Unterschied zum böhmisch-mährisch-slowakischen Raum ist aber auffallend. Dort erinnert der gut beobachtete Absatz zwischen Reihengräberkultur und früher slawischer Brandgräberkultur an den ebenfalls gut darstellbaren Umbruch zwischen keltischen Oppida und germanischen Kriegergräbern, für den es in Schlesien gleichfalls keine entsprechende Parallele gab. Man kann sagen, daß diese beiden Erscheinungen der Zeit um Christi Geburt

und am Ausgang der Völkerwanderung einander in gewisser Weise entsprechen, da sie sich südwestlich und nordöstlich der Sudeten und Karpaten in beiden Fällen voneinander unterscheiden, jedoch in beiden Zeitaltern gewissermaßen analog verlaufen sind. Sind sie nun ein Symptom für ein Kulturbild, das der historischen Wirklichkeit entspricht, oder sind sie nur eine Folge mangelnder historischer Quellen im nordöstlichen Gebiet?

Es ist möglich, diese Frage zu beantworten, wenn man den weiteren Verlauf der Entwicklung im frühen Mittelalter verfolgt. Zuvor muß aber noch der Befund in entfernteren Landschaften kurz betrachtet werden.

Die reichen Goldschatzfunde auf den Ostseeinseln Öland und Gotland hat man für die Zeit bis etwa 480 mit Soldzahlungen weströmischer Kaiser und Heermeister an nordische Kriegerscharen in Verbindung gebracht, für spätere Zeit mit Handelsbeziehungen zwischen dem Ostgotenreich des Theoderich und dem Norden, mindestens mit sehr intensiven Verbindungen zwischen den Ostseeinseln und dem mittleren Donaugebiet. Die zahlreich vorhandenen Goldmünzen schließen ab mit der Regierungszeit des Justinian, also um 565.

Man hat den Abschluß dieses Zustroms mit der Gründung des awarischen Reiches in Ungarn um 567 oder der Einwanderung der Slawen im östlichen Mitteleuropa um die gleiche Zeit in Verbindung gebracht. Jedenfalls war dieser Abbruch der Beziehungen zwischen dem Römischen Reich und dem Ostseegebiet ein viel elementarerer Ereignis als ehemals die Besitznahme Böhmens, Mährens und der Westslowakei durch die ersten Germanen. Damals gab es weiterhin einen blühenden Handel zwischen den römischen Provinzen und dem Ostseegebiet, den schon vorher die Kelten vermittelt hatten. Jetzt aber bestand das weströmische Reich nicht mehr. 80 Jahre später stürzte auch das Reich des Theoderich, die Germanen verschwanden aus den Gebieten zwischen Böhmen und Siebenbürgen, und in der ungarischen Tiefebene hatte ein neues Steppenvolk einen Staat gebildet.

Die Alternative, ob Awaren oder Slawen im südmitteleuropäischen Raum zuerst handelnd eingriffen, läßt sich aus den historischen Quellen nicht klar beantworten. Denn 561 erschienen nach GREGOR VON TOURS und PAULUS DIAKONUS die Awaren erstmals an der Grenze Thüringens. Dort werden 631 nach FREDEGAR als erster seßhafter slawischer Stamm die Sorben mit einem eigenen Herzog genannt, und zwar zur Zeit des awarisch-slawischen Krieges unter Samo. Archäologisch kann man nördlich von Böhmen die Slawen auch nicht über das 7. Jh. zurückverfolgen. In diese Zeit gehören die ersten slawischen Urnenfelder zwischen Saale und Elbe. Zwischen Elbe und Oder kennt man in Brandenburg und Mecklenburg im 6. Jh. noch Gruppen von Gräbern, die sich von thüringischen Reihengräbern nicht unterscheiden. Man nahm für Brandenburg eine Kontinuität bis in die slawische Zeit an, hauptsächlich auf Grund von Siedlungsräumen, was nicht sicher nachweisbar ist. Die

ältesten Burgwälle von Mittenwalde bei Berlin und von Jena-Lobeda gehören nicht vor das 7. und kaum vor das 8. Jh. Das erste gemeinsame Auftreten von Awaren und Slawen im Herzen Mitteleuropas scheint nach den schriftlichen Zeugnissen auf eine schicksalhafte Verbundenheit zu deuten, die ja auch von Awaren und Südslawen überliefert ist. Dies spiegelt sich nun im archäologischen Material Südostmitteleuropas deutlich wider.

Für die kulturelle Orientierung Böhmens, Mährens und der Slowakei war von vornherein der Südosten maßgebend. In der Westslowakei erscheinen Brandgräber nach alter slawischer Sitte im 7. und 8. Jh. vereint mit Skelettgräbern, die nach Nomadenart auch Waffen, Schmuck und vor allem die bekannten bronzenen Gürtel- und Riemenbeschläge enthalten. Noch auf dem Gräberfeld von Theben-Neudorf an der Donau südlich von Preßburg hat man die Vergesellschaftung von Skelett- und Brandgräbern gefunden. Der geringe Prozentsatz der Brandgräber zeigt dort zwar das slawische Element scheinbar in der Minderzahl gegenüber den awarischen Herren. Jedoch kann man nicht sagen, welcher Grad kultureller und sozialer Assimilation bei der Symbiose von Awaren und Slawen hier erreicht war. Bezeichnend ist allerdings eine Zunahme des awarischen Fundguts in der Spätzeit an der nördlichen Peripherie des awarischen Herrschaftsbereiches.

Dem entspricht es, wenn im 8. Jh. hier die Slawen das Erbe angetreten haben. Die awarischen Gräberfelder und mit ihnen auch Theben-Neudorf enden im allgemeinen mit dem 8. Jh., also zu eben der Zeit, als die fränkischen Heere Karls d. Gr. das Awarereich vernichteten.

Dieses Ereignis hatte für die Westslawen eine besondere Bedeutung, die aus dem archäologischen Quellenbereich jetzt in gleicher Weise beleuchtet werden kann wie aus den Schriftquellen. Die umwallten Stadtsiedlungen des Großmährischen Reiches mit ihrer dichten Bevölkerung, ihrem entwickelten Handwerk, ihren Kirchen, von denen man allein in Mikulčice an der March südöstlich von Brünn neun im Grundriß an verschiedenen Stellen gefunden hat, gehören zu den wichtigsten Entdeckungen der archäologischen Forschung der letzten 20 Jahre in der Tschechoslowakei. Die besten Kenntnisse über die Kultur besitzt man aus den in und bei den Kirchen gefundenen sogenannten Fürstengräbern, die man wegen ihrer Anzahl besser als Adelsgräber bezeichnen wird. Man kennt diese Gräber nicht allein von einer Stelle und wird daher mit einer Stammes- oder Reichsverfassung rechnen können, die im Prinzip auf einem ähnlichen Sozialaufbau beruhte wie im Karolingerreich. Nur sind hier die Unterlagen Schriftquellen, in Mähren archäologische Quellen. Ein Kulturgefälle in west-östlicher Richtung kommt dabei insofern zum Ausdruck, als die Sitte der Reihengräber mit reichen Grabbeigaben im Westen auf die Merowingerzeit beschränkt war und im 8. Jh. ausklang, im slawischen Osten sich jedoch bis in das 10. Jh. hielt, ja, man möchte fast sagen, daß sie sich in

karolingischer Zeit dort wiederholte. Mähren hat die Reihengraber-sitte sicher von den Awaren übernommen, aber bezeichnend ist eben zunächst die Beibehaltung in christlicher Zeit. Man kann hinzufügen, daß sich nach den Gräbern die Einflüsse aus dem Westen und aus dem Südosten in Mähren deutlich getroffen haben, wobei die fränkischen Schwertformen der Männergräber, der byzantinische Schmuck in den Frauengräbern erwähnt seien. Doch bildete die bodenständige, z. T. aus dem Awarenreich übernommene Kultur die Grundlage. Alle Siedlungen wurden zu einer gewissen Zeit am Beginn des 10. Jhs. zerstört und verlassen. Dies entspricht dem Schweigen der Schriftquellen seit dieser Zeit, hauptsächlich der Annalen von Fulda, die besonders gut über das mährische Reich der Moimiriden unterrichtet waren. Fraglos geht dieser große Bruch auf die ersten Magyareneinfälle in jenen Jahren zurück.

Die Kultur des großmährischen Reiches kennen wir auch aus Böhmen, freilich in weit geringerem Maße. Hat man doch in Mähren und erst recht in Böhmen während des 9. Jhs. und sicher auch noch im 10. Jh. nach heidnischer Sitte in Grabhügeln bestattet. Aber die Ausgrabung des großen Burgwalles von Stara Kouřim südlich von Kolín erbrachte eine ähnliche große Siedlung wie in den mährischen Burgwällen. Das Fehlen einer Kirche und die Lage des Gräberfeldes der Fürstenfamilie und ihres Gefolges dort bei einem vermutlich altheiligen Quelltümpel wird man als kennzeichnend für die Zustände um 900 in Böhmen ansehen dürfen. Jedenfalls wird die frühe böhmische Fürstenkultur im allgemeinen erst durch die Übernahme mährischer Grabsitten quellenmäßig erfaßbar, und es besteht kein Zweifel, daß die für das Quellenbild so wichtigen Bestattungssitten nur eine Begleiterscheinung im Rahmen vieler anderer Anregungen waren. Vermutlich wirkten diese Anregungen noch, als die großmährische Kultur endete; denn in Böhmen glaubt man, eine späte Schlußphase erkennen zu können, die es in Mähren nicht gibt.

Sehr bezeichnend ist nun das Quellenbild in den benachbarten Landschaften, in denen slawische Stämme siedelten. In Sachsen und im Elbe-Saale-Gebiet kennt man bei den Sorben ebenfalls große Burgwälle mit teilweise dichter Besiedlung. Reich ausgestattete Gräber und womöglich Fürstengräber fehlen indes gänzlich, obgleich wir bei den Sorben im 9. Jh. Belege für eine Stammesverfassung mit Kleinkönigen haben, die den Verhältnissen in Böhmen und Mähren entsprach. Im 9. und vielleicht noch im 10. Jh. ist im sorbischen Gebiet noch Brandbestattung nachweisbar. Hier kann an einem Kulturgefälle von Mähren in Richtung auf das Elbgebiet nicht gezweifelt werden, doch weiß man nicht einmal sicher, ob bedeutendere Einflüsse und welche etwa aus Mähren bis zu den Sorben gelangten.

Auch im schlesischen und im südpolnischen Bereich gibt es keine Erscheinung, die dem Quellenbild in Mähren an die Seite zu stellen wäre. Wohl sind im gesamten westslawischen Gebiet die Burgwälle und ihre Funde die archäologische Hauptquelle. Aber etwas den mährischen Grabfunden Vergleichbares gibt es aus ihnen im Nord-

osten nicht. Die Brandbestattung wurde bei vielen slawischen Stämmen gänzlich erst kurz vor oder bei der Christianisierung von christlichen durch die Mission eingeführten Bestattungssitten abgelöst. Die Beigabensitte in slawischen Skelettgräbern beschränkt sich in Mitteleuropa insgesamt auf eine Schicht von Gräbern, die zeitlich zwischen dem 9. und dem 11. Jh. liegt. Dabei kann man beobachten, daß sich ältere Gräber aus dem 9. und 10. Jh. zumeist auf die Gebiete innerhalb des frühen deutschen Reiches, also auf Österreich, Bayern und Thüringen beschränken, ferner die Slowakei, Mähren und Böhmen. Hier überall flaut die Sitte langsam ab, wogegen sie sich im schlesischen und südpolnischen Bereich länger gehalten hat. Noch 1039 und 1092 erließen freilich böhmische Herzöge Verordnungen gegen den heidnischen Grabbrauch.

Um so mehr muß es auffallen, daß man aus Lutomiersk, 17 km westlich von Lodsch, ein Skelettgräberfeld mit ungewöhnlich reich ausgestatteten Gräbern kennt, das noch tief in das 11. Jh. hineinreicht; aus Konskie bei Radom am Nordrand der Lysa Gora sogar ein Gräberfeld mit reicheren Beigaben, das nach einigen Münzen angeblich bis in die zweite Hälfte des 11. Jhs. belegt wurde. Wenngleich hier die Möglichkeit besteht, daß Einflüsse aus dem warägisch-wikingschen Bereich mit im Spiele sind, so handelt es sich doch um eine Erscheinung, die in dieser Weise auf böhmischem oder mährischem Boden nicht denkbar wäre. Historische Nachrichten sind für die polnischen Fundorte nicht überliefert. Im Hochmittelalter gibt dort die archäologische Überlieferung noch einmal einen kulturgeschichtlichen und zugleich geschichtlichen Hinweis. Hier also endet jene Entwicklung, die in den Nekropolen des großmährischen Reiches begonnen und die im Frankenreich schon 100 Jahre vor der Entstehung des mährischen Reiches geendet hatte. In dieser Hinsicht kann man den Ablauf der germanischen und der slawischen Kulturentwicklung durchaus zum Vergleich einander gegenüberstellen. Auch in slawischer Zeit wird das Kulturbild im Südwesten der Sudeten und Karpaten durch die Verhältnisse im Nordosten ergänzt.

Was bedeutet nun aber um Christi Geburt und nach der Völkerwanderung die stärkere Kontinuität im Nordosten, der deutlichere Abbruch im Südwesten? Wie sich zeigte, beruht die größere Plastizität des archäologischen Quellenbildes im südwestlichen Bereich nicht auf der Ergänzung durch die Schriftquellen, sondern auf einer regionalen Verschiedenheit gegenüber dem Quellenbild im Nordosten. Zeigen die Modellfälle aus zwei ganz verschiedenen Zeiten ein Kulturgefälle an, das konstant dasselbe blieb? Man darf diese Frage bejahen, wenn auch bedingt und keinesfalls wertend: Der Oder- und Weichselraum lag im römischen und mittelalterlichen Bereich in gleicher Weise peripher. Man möchte in der großen Kontinuität dort auch ein altes Verhältnis zum Donauraum erkennen, das sich nur wenig änderte, als die Landschaften im südöstlichen Mitteleuropa durch eigene schriftliche Überlieferung in das Licht der Geschichte traten.

## Der Übergang von der Antike zum Mittelalter im Lebensgang des Cassiodorus Senator

Geschichte als Wissenschaft \*) ist dem Wesen nach eine „Biologie“ und „Anthropologie“, wengleich in anderem Sinne als dem, in dem diese Wortprägungen als Fachnamen technisch geworden sind: eine Wissenschaft vom Leben, vom Leben im Bereich des Menschen, und zwar in demjenigen Bereich, in dem der Mensch über das hinaus, was ihn genetisch, biologisch, physiologisch mit anderen Lebewesen verbindet, sein spezifisch Eigenes entfaltet. Diese Wissenschaft ist dabei bezogen auf die Dimension der Vergangenheit, aus der unablässig Gegenwart hervorgeht und in der unablässig Gegenwart, kaum daß sie Wirklichkeit wurde, versinkt — die einzige Dimension, in der das spezifisch Menschliche überhaupt reflektierbar und damit wissenschaftlich faßbar wird: denn was „jetzt“ geschieht, übersieht niemand von uns; selbst als Urheber oder Augenzeugen können wir es nicht ohne weiteres begreifen, weil im Augenblick der Abstand noch mangelt, den reflektierend-verstehende Betrachtung nun einmal voraussetzt. Zu entfalten hat sich diese Wissenschaft in Forschung und Darstellung zwischen zwei Gefahrenpolen: dem Ertrinken im Detail, das die Fülle der von ihr zu durchdringenden Einzelercheinungen vieler Jahrhunderte und Länder von allen Seiten an sie heranträgt, aber auch der Abstraktion, die sie als Hilfsmittel zur Ordnung dieser Flut notwendig einsetzen muß und der sie doch nicht erliegen darf, will sie wirklich Wissenschaft vom Leben bleiben. Es muß als ein seltener Glücksfall bezeichnet werden, wenn es hin und wieder möglich wird, beides, das konkret-individuelle Leben und die abstrahierend-übergreifenden, großen Linien, an ein und demselben Beispiel zu fassen. Ein solcher Glücksfall ist der Mann, dem diese Betrachtung gilt: Magnus Aurelius Cassiodorus Senator. Freilich gestattet die zur Verfügung stehende Zeit hier doch wieder nur einen flüchtigen Abriß, in dem viele bunte Farbtöne, die das Material zur Verfügung stellt, unterdrückt werden müssen, so daß er gleichwohl wieder skizzenhaft und abstrakt bleiben muß.

Das Geschlecht der Cassiodore stammte aus Syrien, vielleicht aus antiochenischem Adel. Der hier wichtige Zweig tritt nicht vor dem 5. Jh. ins Licht mit dem Urgroßvater des Mannes, der uns beschäftigt. Schon damals nahm dieser Zweig eine führende Position an ganz anderer Stelle ein, im Südwestzipfel Italiens, unter dem Provinzialadel von Bruttien und Lukanien. Wie die Familie dorthin

---

\*) Antrittsvorlesung, gehalten am 19. Februar 1965. Eine ausführlichere Fassung mit Beleg- und Literaturhinweisen erscheint voraussichtlich im Historischen Jahrbuch 1967.

verschlagen wurde, ist unbekannt. Fest steht, daß sie diese ihre Stellung bis auf Cassiodorus Senator behauptete. Was ihr zunächst nicht gelang, war, Anschluß an die gesellschaftliche Oberschicht des neuen Heimatlandes zu finden, vor allem an die römische Senatsaristokratie. Den Aufstieg zu hohen Staatsämtern senatorischen Ranges vollzieht erst Cassiodor der Vater. Es geschieht im Dienst Odowakars, des ersten Barbarenkönigs von Italien. Cassiodorus Senator entstammt also einem Geschlecht, das in seinen politischen Entscheidungen durch keinerlei Reserven alter römischer Nobilitätstradition vorbelastet war, ein für die Ausgangsposition dieses Mannes entscheidender Umstand.

Geburts- und Sterbedatum Cassiodors sind nicht überliefert, doch werden die mindestens 92 Jahre, die sein Leben umfaßte, von dem Jahrhundert zwischen 480 und 580 eingeschlossen worden sein. Vielleicht wenige Jahre älter war ein Bauernsohn aus der Gegend des heutigen Skopje, von dem zunächst niemand ahnte, daß er einmal Kaiser werden sollte — Justinian I., der Hauptgegenspieler der germanischen Völkerwanderungsstaaten, an dessen romantisch-überlebten, doch mit Nachdruck vertretenen Reichseinigungsträumen auch Cassiodor als Politiker scheitern sollte. Ebenfalls nur wenig älter waren zwei Landsleute Cassiodors, Benedikt von Nursia und Boëthius (beide um 480 geboren), extrem gegensätzliche Charaktere, denen eben darum neben ihm eine hervorragende zeittypische Bedeutung zukommt.

Das Bild der Epoche, von der das Bild dieser Menschen sich abhebt, kann nur angedeutet werden. Als Cassiodor zur Welt kam, lag die Zeit Konstantins d. Gr. so weit zurück wie für uns die Tage Napoleons. Von dem Epochenergebnis der Einnahme Roms durch Alarich (410), der ersten seit über sechs Jahrhunderten, durch die Augustins wegweisende Schrift von den beiden *civitates* ausgelöst worden war, hatte sein Geburtsjahr sich wenig mehr entfernt als wir uns von Bismarcks Sturz. Seit dem noch heftig umstrittenen Konzil von Chalcedon (451) und seit Attilas Tod (453) war nicht sehr viel mehr Zeit vergangen als für uns seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs; Geiserich († 477) gehörte noch der Zeitgeschichte an. In der östlichen, seit wenigen Jahren (476) einzigen Kaiserstadt Konstantinopel herrschte Zeno (474—491); wahrscheinlich war sein berühmtes Religionsedikt, das Henolikon (482), schon erlassen und hatte das fast vierzigjährige Schisma zwischen Ost- und Westkirche (bis 519) ausgelöst; in Rom war der Diakon Gelasius, der bald darauf als Papst (492—496) auch zu Cassiodors Vater in nachweislicher Verbindung stehen sollte, damit beschäftigt, zum Gegenschlag erstmals die folgenreiche Lehre von der Eigengesetzlichkeit der geistlichen Gewalt neben der weltlichen zu entwickeln. Über Italien gebot noch Odowakar († 493), doch im Umkreise Zenos war bereits der Mann zu einer wichtigen, unbequemen Figur geworden, der als kommende Herrscher für viele Lebensjahre Cassiodors, des Neugeborenen, eine unmittelbar ausschlaggebende Rolle spielen sollte: Theode-

rich (488/493—526). In Gallien machte der junge Chlodwig (482 bis 511) von sich reden, noch weit vom Gedanken an seine Taufe (ca. 498/99) entfernt. Jenseits des oströmischen Reiches stand der glanzvolle Staat der Sassaniden trotz innerer Krisen noch immer als Großmacht da, Zuflucht für Emigranten aller Art aus dem römischen Reichsgebiet wie die Nestorianer, deren Hochschule zu Nisibis im Zweistromlande, unlängst (ca. 457/59) gegründet, Cassiodor später als vorbildlich empfinden sollte. Witigis, der letzte Gotenherrscher, dem Cassiodor als Politiker dient, wird auf dem Höhepunkt seines Existenzkampfes (539/40) versuchen, mit dem Großkönig dort in Ktesiphon gegen Byzanz gemeinsam zu taktieren.

So weit die Welt, in die Cassiodor eintrat. Wie anders diejenige, die er verläßt! Das italische Ostgotenreich, noch nicht begründet, als sein Leben beginnt, ist beseitigt, ein junger Langobardenstaat wächst in die Rolle als westlicher Gegenspieler von Ostrom-Byzanz hinein (seit 568/69). Das Frankenreich der Merowinger zeigt sichtbare Zeichen des Verfalls; nicht lange, und der erste bekannte Vorfahr des karolingischen Hauses, Arnulf von Metz (ca. 583—641), kommt zur Welt, ein jüngeres Glied der gleichen Generation, der Isidor von Sevilla angehört, der letzte lateinische Kirchenvater (ca. 570—636), und Heraklius, der den Umbau des oströmischen Reiches zum byzantinischen besiegeln wird (geb. um 575, Kaiser 610—641). Das spanische Westgotenreich steht unter Leowigild (568—586) vor dem letzten geschichtlichen Versuch, den Arianismus als Staatsreligion zu stabilisieren, kurz bevor in Gregor d. Gr. ein Papst von besonders starker Prägekraft den Stuhl Petri besteigt, der erste Mönch an diesem Platz (590—604). Nicht zuletzt aber wächst in den Jahren, da Cassiodor stirbt, im fernen Mekka ein Waisenknabe heran, um nach wenigen Jahrzehnten den militärischen Siegeszug einer neuen Offenbarungsreligion auszulösen, eine der folgenschwersten Umschichtungen auch im politischen Weltgefüge zwischen Antike und Gegenwart. Schien die Zeit um 480 noch stärker rückwärts gewandt, so drängt nunmehr alles unaufhaltsam nach vorn, dem Mittelalter entgegen.

Welchen Anteil hat nun der Mann selbst an dieser Entwicklung genommen, dem die gegenwärtige Betrachtung gilt? Antwort ist nicht leicht zu geben, denn die Quellen sind karg. Gleichwohl genügt das Material für wichtige Feststellungen, und gerade die letzten Jahrzehnte haben in seiner kritischen Durchdringung wichtige Fortschritte gebracht, verknüpft mit Namen wie A. VAN DE VYVER, HANS THIELE, R. A. B. MYNORS, L. W. JONES, HEINZ LÖWE, J. J. VAN DEN BESSELAAR, M. CAPPUYNS und anderen mehr. So fordert vieles einen neuen Versuch zur Synthese heraus, auch wenn er im gegebenen Rahmen das meiste nur andeuten kann: die gegenwärtige Betrachtung geht ja von einer allgemeinhistorischen Fragestellung aus; sie bezweckt keine Biographie, so reizvoll dies wäre, und hat auch ihre Stoffauswahl danach einzurichten.



Die meisten Kontroversen, die die Überlieferungslage entstehen ließ, müssen daher hier auf sich beruhen. Fest steht, daß Cassiodors Leben sich in drei Abschnitte gliedert; ihre Eigenart und die Art ihrer Abfolge sind es, die seine Bedeutung für die allgemeine Geschichte bedingen. Sie sind ungleich lang: rund 20, 30, 40 Jahre. Auf die Jugend und Vorbereitungszeit folgt eine ausgedehnte Wirksamkeit als Politiker; ihr schließt sich in einem Alter, das die durchschnittliche Lebenserwartung der Zeitgenossen zweifellos bereits übertraf, die dritte und längste Periode an, die im Zeichen geistlicher Zielsetzungen steht.

Über die erste Phase ist fast nichts bekannt. Sie muß eine rhetorische und juristische Ausbildung enthalten haben, wie sie damals für einen Romanen von Stand üblich war. Der erste Lebensabschnitt ging ohne Bruch in den zweiten über, auf den er offenbar geradlinig hingezielt hatte. Cassiodors Vater persönlich vermittelte den Übergang. In den Kämpfen zwischen Theoderich und Odowakar hatte er sich die Dankbarkeit des Siegers erworben, noch bevor die endgültige Entscheidung gefallen war; so wurde er nach mancherlei anderen Ehrungen schließlich nach Ravenna berufen, in das einzige einigermaßen selbständige Reichsamt, das ein Romane in diesem Staatswesen erreichen konnte: als *praefectus praetorio* (um 503?). Cassiodor der Vater war damit Chef der Zivilverwaltung für das gesamte theoderizianische Reich. Er zog den Sohn nach sich, zunächst als *consiliarius*, eine Art Volontär ohne fest abgegrenzte Funktion, aber dank dieser persönlichen Verbindung zweifellos mit besonders guten Möglichkeiten, Einblick in Staatsgeschäfte zu gewinnen.

Klar bezeugt ist das entscheidende Ereignis dieser Jahre. Bei unbekanntem Anlaß erhielt Cassiodor der Sohn Gelegenheit, einen Panegyricus auf den König vorzutragen, eine jener offiziellen öffentlichen Preisreden, bei denen rhetorische Wortkunst und umfassendes Wissen die prunkvollsten Schautänze aufzuführen pflegten, eine Art Artistik des Geistes und der Geistreichelei, in ihrem Schwulst und Pathos unerträglich für heutigen Geschmack, im damaligen Hofdienst aber einfach zum Stil gehörig wie zum Rokokomöbel das Muschelornament oder wie eine Vielzahl von Hochhäusern zum Erscheinungsbild einer modernen deutschen Mittelstadt. Der junge Mann wußte die Chance dieses vielleicht ersten öffentlichen Auftritts zu nutzen. Sein Panegyricus muß ein Meisterstück gewesen sein, das den Herrscher von der Brauchbarkeit des Sprechers überzeugte. Bald darauf, spätestens 507, übertrug er ihm ohne Zwischenstufen sogleich das Quästoramt, das zu den drei ranghöchsten Stellen im Hofdienst zählte.

Der zweite Lebensabschnitt begann. Er ist ausgefüllt durch eine glänzende Karriere, wie sie ein vornehmer, gebildeter und begüterter Romane in dieser Geschichtswelt nur irgend erlangen konnte. Mehrjährige Perioden offizieller Amtsführung mit Dienstsitz in Ravenna wechseln, wie es der Übung entsprach, mit solchen, in denen Cassio-

dor das Leben eines privaten Latifundienbesitzers der Zeit geführt haben wird.

Die Quästur bekleidete er mindestens von 507 (falls nicht eher) bis 511. Etwa 523—527 war er *Magister officiorum*. Gleich im zweiten Schritt erreichte Cassiodor damit das ranghöchste Amt der Zentralregierung, eine Art kombiniertes Innen- und Außenministerium. Auf diese Stellung konnte nur noch das höchste zivile Reichsamt folgen, wie es schon sein Vater bekleidet hatte: das des *praefectus praetorio*. Diese Funktion hatte Cassiodor unter Theoderichs Nachfolgern von 533 bis mindestens 537 inne; wann innerhalb der Jahre 537—540, in denen das italische Ostgotenreich den Westkriegen Justinians erlag, das Amt erlosch und unter welchen Umständen dies geschah, kann nur hypothetisch erörtert werden. Fast gar keinen Einblick haben wir in die Zwischenperioden, die Jahre von ca. 511—523 und 527—533, die — auch dies wird oft nicht genügend beachtet — an Gesamtdauer den Amtszeiten ungefähr gleichkommen. Fest steht, daß Cassiodor sie nicht als reiner Privatmann verbrachte. Schon als gewesener Quästor hatte er unzweifelhaft Sitz und Stimme im römischen Senat. Er ist in dieser Körperschaft, die ihrer Natur nach das gegebene Sammelbecken romanisch-nationaler Opposition gegen die Barbarenherrschaft darstellte, als Vertrauensmann Theoderichs, später Amalasinthas zu betrachten. Daß über dieser und sonstigen Tätigkeiten während der ämterfreien Perioden der Kontakt nach Ravenna nicht verloren ging, zeigen die Geschichtswerke, die Cassiodor in diesen Jahren im Auftrag Theoderichs und seines Schwiegersohns Eutharich verfaßte, ohne daß auf sie hier näher eingegangen werden kann. Es ist bekannt, daß der König auch im persönlichen Gespräch bei ihm mannigfache Belehrung suchte, und er wird schwerlich der einzige gewesen sein. Nicht zuletzt hat Cassiodor auch in diesen Zwischenjahren gelegentlich wichtige Staatsschreiben aufgesetzt, war also mindestens zeitweise auch ohne offizielle Stellung als Berater der Regierung tätig.

Der Überblick zeigt, daß dieser Mann all die Jahrzehnte seines zweiten Lebensabschnittes hindurch am ravennatischen Hof als wichtige und verlässliche Persönlichkeit betrachtet wurde, gleich, ob beamtet oder nicht. In seiner offiziellen Laufbahn entspricht zunehmendem Alter und zunehmender Erfahrung eine stets wachsende Verantwortung und selbständige Entscheidungsgewalt; dem wird seine außeramtliche Geltung entsprochen haben. So war er ein bedeutender Diener der ostgotischen Herrscher, unter den Romanen, die sich ihnen dauernd zur Verfügung stellten, zweifellos der bedeutendste; nicht der Urheber ihrer italischen Staatsidee, die älter ist als der Beginn seiner politischen Tätigkeit, doch einer der aktiven Mitträger dieser Konzeption, deren Grundgedanken für uns von keinem klarer formuliert worden sind. Unter den schwachen Nachfolgern Theoderichs muß Cassiodor zeitweise der eigentliche Fortsetzer seines Lebenswerkes, der eigentliche Träger dieses seines Staates gewesen sein. Hinzu kommt seine offenbare Rolle als wich-

tigste „Verbindungsmann“ dieser ostgotischen Führungsschicht zur spätantik-lateinischen Kultur- und Bildungstradition, fast also etwas wie ein *praeceptor Gothiae*.

Es wäre reizvoll, auf die eine oder andere Seite dieser weit verzweigten Wirksamkeit näher einzugehen, nicht zuletzt auf die Problematik der menschlichen Beurteilung, die viel erörtert worden ist, oft allzu idealisierend, oft allzusehr auf Kosten historischer Gerechtigkeit, ohne genügende Berücksichtigung des Alterswerks, dessen menschliche Substanz zu Konsequenzen auch für diese frühere Periode zwingt. Auch dies gehört jedoch in erster Linie in eine Biographie, und hier ist Beschränkung geboten. Nur über die Hauptquelle, an die dabei anzuknüpfen wäre, mögen einige Bemerkungen gestattet sein.

Es handelt sich um das Werk, das Cassiodor in eben den Jahren abschließend redigierte, die seine Lösung von der Politik bedeuten: die sog. *Variae* — eins der eigenartigsten Denkmäler der Literaturgeschichte, das bis heute noch keine Gesamtwürdigung, ja, entgegen verbreiteter Meinung, noch nicht einmal alle Teile geschlossen zusammenfassende Textausgabe gefunden hat. Der Grund liegt darin, daß dieses Werk sich, äußerlich betrachtet, aus Bestandteilen überaus gegensätzlichen Charakters zusammensetzt, die nicht immer ein gleichmäßiges Interesse gefunden haben, vor allem auch nicht immer in denselben Kreisen, und daher schon im Überlieferungs-gang frühzeitig, etwa im 9. Jh., auseinandergerissen wurden.

Den weitaus größten Teil des Umfangs füllen 12 Bücher Staatsbriefe, die Cassiodor in seinen verschiedenen offiziellen und inoffiziellen Funktionen am Hof oder für den Hof aufgesetzt hatte. Dieser Hauptteil, sofern man lediglich nach dem Umfang so sagen darf, hat bisher die stärkste Beachtung gefunden: das Mittelalter benutzte ihn als vorbildliches Formelbuch für seinen Kanzleibetrieb, neuzeitliche Wissenschaft als bedeutendes Sprachdenkmal später Latinität, vor allem aber als einzigartige Quellensammlung, ohne die die lebendige Wirklichkeit Italiens zur Ostgotenzeit für uns verschollen wäre wie der gotische Hofstaat Theoderichs auf den Mosaiken in S. Apollinare nuovo zu Ravenna, wo von ihm nur noch einzelne unmotiviert an Palastsäulen haftende Hände geblieben sind. Mit den Intentionen des Verfassers berührt sich unzweifelhaft keine dieser Benutzungsarten, so legitim jede einzelne vom Standpunkt der Nachwelt aus ist. Was er selbst ausspricht, ist, daß er einen Beitrag zur schönen Literatur seiner Zeit liefern wolle, in der der geistreiche, kunstvoll komponierte Brief als liebevoll gepflegte Sondergattung bekanntlich eine wichtige Rolle spielte. Diese Angabe wird man ihm unbedingt abnehmen müssen, doch ist überaus fraglich, ob Cassiodor damit seine Karten sämtlich aufgedeckt hat. Alles, was dieser Mann sonst an Mitteilungen über sich selbst hinterließ, zeigt äußerste Zurückhaltung in Fragen seiner Intimsphäre. Wenn er die Publikation seiner Briefe wie angegeben begründet, dann heißt das zunächst nicht mehr, als

daß dies unter den Motivierungen, die er preisgeben mochte, diejenige war, für die er bei den Zeitgenossen das meiste Verständnis erwarten durfte. Vor allem aber hat Cassiodor sein Werk gar nicht mit dem 12. Buch der Briefe abgeschlossen, sondern selbst noch ein 13. hinzugefügt, das merkwürdigerweise mit einem vollkommen andersartigen Inhalt aufwartet: einer kleinen theologisch-psychologischen Anthropologie in popularwissenschaftlicher Form.

Was diese merkwürdige Zusammenstellung veranlaßte, hat man bisher nicht mit nötiger Schärfe gefragt. Ob sie auf die Bedürfnisse auch nur des damaligen Lesepublikums zugeschnitten war, ist zu bezweifeln: mag auch vielleicht der Wunsch mitgesprochen haben, mehr stilistische Variationsmöglichkeiten zu präsentieren, als sie sich trotz der sorgfältigsten Abstufung nach Briefzweck und Empfängerang in den ersten zwölf Büchern hatten anbringen lassen — damit allein wird man dem Verfasser nicht gerecht (hätte er dann auf all die Nuancierungen verzichtet, die ein privater Briefwechsel mit gelehrten Freunden, und sei es ein fingierter, der offiziellen Staatskorrespondenz hätte hinzufügen können?). In Wahrheit liefert dieses 13. Buch *De anima* den Schlüssel zum Verständnis des Gesamtwerks; von ihm aus enthüllt sich die innere Einheit des Ganzen, der die verstehende Interpretation nachzugehen hat.

Auszugehen ist von dem Schlußgebet, das nach Lage der Dinge nicht allein auf diesen kleinen Sondertraktat, sondern auf die *Variæ* insgesamt bezogen werden muß als Endglied des kompositorischen Rahmens, zu dem es sich mit den drei Vorreden vor dem 1., 11. und 13. Buche zusammenschließt. Sein Text kann hier nicht analysiert werden. Hervorzuheben ist die Verhaltenheit, mit der, entsprechend der allgemeinen Reserve Cassiodors in persönlichen Dingen, der Schmerz über das Scheitern der dualistischen gotisch-romanischen Staatskonzeption anklingt, mehr angedeutet als ausgesprochen in dem einen, vielzitierten Satz vom Teufel, der so große Völker mit seinem Neide verfolgt habe, weil sie zwei (geblieben) seien, d. h. nicht zur Einheit zusammengefunden hätten. Weiter heißt es: „Herr . . . , entreiß mich mir selbst und rette mich in Dir. Verwirf mein Werk und laß Dein Werk zu freier Entfaltung kommen. Dann werde ich (ganz) der Meine sein, wenn ich (ganz) Dein bin. . . . Dir . . . zu dienen ist edler, als sich der Königreiche dieser Welt anzunehmen.“ Und Cassiodor wünscht sich, daß es ihm, dem Schreiber, dem Beter, vergönnt sein möge, eingereiht zu werden unter diejenigen, „die, durch göttliche Gabe gereinigt, verdienen, einen Lebenswandel zu führen, der bestehen kann“.

Es ist eine Bilanz seines bisherigen Lebens und Lebenswerkes, die Cassiodor in den *Variæ* zieht, auch und gerade in der Sichtung der von ihm redigierten Staatskorrespondenz. Diese Bilanz schließt ab mit der Absage an das letztlich nichtige irdische Treiben, das in den vorausgeschickten zwölf Briefbüchern zu dokumentieren war: *Tibi . . . nobilius est seruire quam mundi regna capessere* ist der unverkennbare Kernsatz des Ganzen. Und doch wird — wie mensch-

lich! — das Treiben dieser Jahre, das so viel ernsthaften Einsatz in sich schloß, trotz allem noch mit unverkennbarer Liebe dokumentiert, eingeschlossen die Freude am Spiel mit der gefälligen Form und der geistreichen Einkleidung, wie sie in dieser nun versunkenen Welt möglich gewesen war: abgetan, unwiderruflich vorüber und doch ein Stück seiner selbst, das der Verfasser nicht zu verleugnen brauchte.

Und damit beginnt der dritte Lebensabschnitt, zu dem die *Variae* und vor allem ihr Schlußgebet den Auftakt bilden wie der Panegyricus auf den gefeierten irdischen König für den zweiten. Alle Daten dieses Abschnitts sind unsicher mit Ausnahme eines Aufenthalts in Konstantinopel 550. Klar sind jedoch auch hier wieder die allgemeinhistorisch bedeutsamen Fakten und Linien.

Irgendwann in dieser Periode hat Cassiodor auf seinem süditalischen Grundbesitz ein Kloster gegründet. Es wurde „Fischteich“ (*Vivarium*) genannt, jedenfalls von ihm selbst, in äußerer Anlehnung an entsprechende Anlagen, die er dort einmal geschaffen hatte, doch nicht in der Pluralform, die ihrer Mehrzahl entsprochen hätte. Seiner Neigung zu Symbolismus und Allegorese ist zuzutrauen, daß dieser Name ein Bekenntnis sein sollte: Bekenntnis zu der Aufgabe, hinfort nach dem bekannten Schriftwort „Menschenfischer“ zu sein. Cassiodor hat diese seine Gründung auf das reichste ausgestattet. In diesem neuen Rahmen hat er nicht nur eine intensive neue Eigen-tätigkeit als Schriftsteller entfaltet. Cassiodor hat darüber hinaus dieses Kloster unbeschadet der spezifisch geistlichen Zielsetzung für Gottesdienst und Seelenheil seiner Mönchsgemeinde zu einer überaus eigenartigen Studienanstalt ausgebildet, die im lateinischen Mönchtum bis dahin, vor allem auf dem Boden Italiens, nicht ihresgleichen fand.

Die neuen Bestrebungen haben eine doppelte Vorgeschichte: einmal in der allgemeinen Entwicklung des Verhältnisses von Christentum und Bildung, dann aber auch in Cassiodors persönlichem Lebensgang. Wir beschränken uns zunächst auf den letztgenannten Aspekt.

Zu den bedeutenderen unter den neun oder zehn Päpsten, die Cassiodor während seiner politischen Laufbahn erlebt hatte, zählt Agapet I., dessen Pontifikat nach nur neun Monaten verheißungsvoller Ansätze (535/36) der Tod abgeschnitten hatte. Wohl auf dessen Anregung, jedenfalls gemeinsam mit ihm, hatte Cassiodor einen wichtigen Plan aufgenommen: der ausschließlichen Pflege weltlicher Wissenschaften im damaligen öffentlichen Lehrbetrieb sollte in Rom eine Hochschule mit spezifisch christlicher Zielsetzung gegenübergestellt werden, wie sie im lateinischen Westen bisher nirgends bestand. Der Plan hatte sich damals zerschlagen. *Vivarium* zog die Konsequenzen auch aus diesem Fehlschlag. Die Aufgabe war geblieben: eine umfassende Pflege christlicher Gelehrsamkeit als Voraussetzung des tiefstmöglichen Verständnisses der Heiligen Schrift, das letztes und oberstes Ziel blieb; um dieses Zieles willen aber be-

trieben auf der breiten Grundlage aller weltlichen Wissenschaften, die dabei unbeschadet ihrer liebevoll-sorgsamem Betreuung in die Rolle von Hilfswissenschaften einzurücken hatten. Das Ziel also war geblieben: gewandelt hatten sich die Mittel, mit denen Vivarium es zu erreichen suchte.

Eine öffentliche Studien- und Lehranstalt hatte sich nicht verwirklichen lassen: also wurden die Bestrebungen einer klösterlichen Gemeinschaft übertragen, die dank ihrer Ausstattung schon in der wirtschaftlichen Existenz ganz anders gesichert war. Es gab, von Cassiodor selbst abgesehen, keine verfügbaren Lehrerpersönlichkeiten von genügend umfassender Bildung; und er hatte die Fünfzig, wo nicht die Sechzig überschritten, vor sich allenfalls noch eine begrenzte Frist: also mußten wenigstens geeignete Handbücher und Studienführer bereitgestellt werden, die sich anstelle von Lehrern befragen ließen. Diese Aufgabe sah der Klostergründer nicht zuletzt sich selbst gestellt: sie ist es, der seine eigene literarische Tätigkeit in dieser dritten Lebensperiode ausschließlich dient. Geeignete Mitarbeiter aus dem Kreise der Klostergemeinschaft ließ er wichtige Übersetzungen aus dem Griechischen herstellen; dabei kamen neben theologischen bzw. exegetischen Bedürfnissen seine alten historischen Interessen noch einmal zur Geltung, denn unter den so der lateinischen Kirche zugänglich gemachten Werken befanden sich die Jüdischen Altertümer des Josephus und verschiedene griechische Kirchengeschichtsschreiber, aus denen damals in Vivarium die im Mittelalter viel gelesene *Historia Ecclesiastica Tripartita* zusammengestellt wurde. Mehr technischer Art, doch nicht weniger verantwortungsvoll war die Aufgabe, zuverlässige Texte der Heiligen Schrift und der maßgeblichen älteren Fachliteratur lateinischer Sprache bereitzustellen. Zu diesem Zweck bemühte sich Cassiodor, einen Stamm von zuverlässigen, ausreichend vorgebildeten und daher verständnisvollen Abschreibern heranzuziehen, da deren Einsatz oft der einzige Weg zum Erwerb eines Buches war in einer Zeit, in der solche Ware nach allen zurückliegenden Kriegswirren doppelt selten und kostbar war. All diese Einzelbestrebungen vereint standen im Dienste des Aufbaus einer umfassenden Studienbibliothek, den Cassiodor mit seiner fast unheimlichen Belesenheit in größtmöglicher Systematik und Konsequenz voranzutreiben suchte — es gibt keine treffendere Charakteristik dafür als den Beinamen des „Büchergewaltigen“ (*libripotens*), mit dem ihn die Nachwelt (wie es scheint, zuerst in der Umgebung Karls d. Gr.) bedachte. Die christliche Wissenschaft, die zu verwirklichen der eigenen Gegenwart nur in so beschränktem Umfange möglich war, sollte in künftiger Zeit bestmögliche Entfaltungsbedingungen vorfinden.

Die so verfolgten Bestrebungen waren nicht völlig neu: auch vor Cassiodor hatte es im Abendlande hier und dort schon Schriftstudien und Manuskriptarbeiten in Klöstern gegeben; auch vor ihm hatten sich vereinzelt Bestrebungen geregt, eine umfassende christliche Universalbildung auf dem Fundament der Profanwissenschaft auf-

zubauen, vor allem durch Hieronymus († 420) und Augustinus († 430), die beide für Cassiodors Pläne unmittelbar wichtig geworden sind. Aber die Gegenströmungen waren bisher in der lateinischen Kirche stärker gewesen: niemals vor allem waren diese Bestrebungen sämtlich in so systematischer Weise vereinigt, dazu noch als tragender Bestandteil ins Klosterleben eingefügt worden wie in Cassiodors Vivarium.

Es sind vorhin kurz die Grenzmarken betrachtet worden, die die Lebensspanne dieses Mannes umschlossen: geboren in einer noch ganz stark rückwärtsgewandten Epoche, trat er ab in einem Augenblick, in dem die entscheidenden Kräfte sich anschickten, zu neuen Formen vorwärtszudrängen. Dazwischen liegt eine Zeit voller Gegensätze. Sie verkörpern sich, soweit die Geistesgeschichte des lateinischen Westens in Betracht kommt, beispielhaft in den beiden genannten Landsleuten und Altersgenossen Cassiodors, Boëthius und Benedikt. Der erste kann als typischer Repräsentant des Alten gelten, dessen Weltstunde unwiderruflich erfüllt war; der andere stellt in der gleichen Generation das Neue dar, das noch unversöhnt und scheinbar unversöhnlich diesem Alten gegenübertrat. Cassiodor, der schon rein menschlich mitten zwischen diesen entgegengesetzten Charakteren zu stehen scheint, gehört beiden Sphären an und auch wieder keiner von beiden.

Treffend ist von diesem Menschen gesagt worden, ihm sei es wie wenigen vergönnt gewesen, „zwei welthistorisch bedeutsame Leben auszuleben“. Hinzuzufügen ist, daß von diesen beiden Leben eben das eine rückwärts-, das andere vorwärtsgewandt war, so mannigfaltig die Verbindungsfäden waren, die beide trotzdem zu einem Ganzen verwebten. Das erste gehörte dem theoderizianischen Gotenreich; sein Wesen entsprach diesem Staat, der seiner ganzen Natur nach so sehr viel mehr spätantik anmutet als frühmittelalterlich, abschließend, nicht vorwärts weisend. In diesem Reichsgebilde wirkte Cassiodor als der letzte bedeutende Politiker, der noch, wenigstens im Sinn dieser Spätzeit, römisch genannt werden kann: ein Staatsmann, weder Kleriker noch Militär, sondern nach alter Art einfach ein römischer Bürger senatorischen Standes — auf Jahrhunderte der letzte Laie, der letzte Zivilist von Rang in derartiger Funktion; zugleich der letzte aktive Vertreter lateinischer Profanliteratur nicht-geistlichen Standes, der letzte weltliche Geschichtsschreiber lateinischer Sprache auf römischem Kulturboden, wobei unter den bedeutungsvoll typischen Zügen nicht zu vergessen ist, daß er mit alledem kein Altrömer war, sondern Abkömmling romanisierter Orientalen. Derselbe Mann aber war der erste namhafte Politiker, der sich dem Kloster zuwandte; der erste zugleich, der dies nicht in radikaler Abwendung von der Kulturtradition tat, die er bisher so maßgeblich mit repräsentiert hatte, sondern so, daß er aus tiefem Verständnis der Gegenwartssituation den Versuch unternahm, geschichtlich Überlebtes von immer noch Zukunftswesentlichem zu sondern; der erste,

der dem so geborgenen Traditionsgut in dem neuen Rahmen eine neue Heimstatt mit neuer Aufgabenstellung zuwies unter klarer Anerkennung der neuen Führungswerte, denen es sich nach allen zurückliegenden geschichtlichen Entscheidungen unterzuordnen hatte. Der letzte römische Staatsmann war zugleich „der erste Vertreter der spezifisch mittelalterlichen Mönchsgelehrsamkeit“.

Er hat damit „die in der Kirche gepflegten Vollkommenheitsideale um eine neue Nuance bereichert“: neben den Märtyrer und den christlichen Asketen alter Art trat nunmehr der Vertreter heiliger Wissenschaft, mit Cassiodors eigenem Ausdruck: der *antiquarius Domini*, der mit jedem Wort, das er abschreibt, dem Satan eine Wunde beibringt und durch sein fleißiges Studium nicht weniger die Krone des ewigen Lebens erringen kann als durch Blutzugehörigkeit für den Glauben oder durch Erfüllung des Virginitätsideals. Vivarium aber ist so das erste ausgesprochene Kulturkloster der abendländischen Geschichte geworden, die erste Institution desjenigen Typs, der die überlebte antike Rhetorenschule als Bildungsstätte abzulösen bestimmt war, bis es einmal möglich sein würde, erste Frühformen der neuen europäischen Universität zu entwickeln. So kommt man mit Recht immer wieder auf die Feststellung zurück: „Kein Kulturwandel ist durch eine so typische, so markante Persönlichkeit verkörpert wie der von der Antike zum Mittelalter durch Cassiodor.“

Doch wenden wir uns von den abstrakten Linien noch einmal zu der konkreten Gestalt. Viel wäre auch hier noch nachzutragen, um die entworfene Skizze mit Leben zu füllen: Einzelzüge wie sein Bemühen, für den Abschreib- und Studienbetrieb seiner Mönche die bestgeeigneten Öllampen ausfindig zu machen; die Arbeitssystematik, die etwa die Klosterbibliothek streng nach Sachzusammenhängen ordnet oder auch dem Benutzer des einzelnen Kodex das Auffinden solcher Zusammenhänge durch diakritische Randzeichen zu erleichtern trachtet; die für diese Zeit ungewöhnliche innere Weite, mit der der Mann, der in jahrzehntelangem, täglichem Umgang auch arianisch-gotische Ketzer als Menschen mit positiven Qualitäten erfahren hatte, nun ebenso aus den Schriften als häretisch verfehmteter Autoren das Wertvolle fruchtbar zu machen sucht, deren dogmatisch bedenkliche Ansichten man sich schließlich korrigieren könne; und dann wieder die Sorge um die Hebung des Acker- und Gartenbaues, von dem die agrarische Basis des Klosterlebens abhing. Doch auch auf dergleichen dürfen wir uns hier nicht mehr einlassen.

Eins jedoch darf auch in diesem Zusammenhang nicht übergangen werden. Cassiodor hat sich in seinem dritten Lebensabschnitt vom öffentlichen Leben zurückgezogen und sich seinen klösterlich-wissenschaftlichen Konzeptionen gewidmet: so viel steht fest. Aber in welchen Formen hat er dies getan? Hat er persönlich Tonsur und Kutte genommen, Mönch unter Mönchen, oder ist er nur ein frommer Privatgelehrter geblieben, der seinem Kloster allein als Patron und Mäzen gegenüberstand, jederzeit zur Teilnahme an religiösen Übungen



gen berechtigt, doch ohne verpflichtende Bindung an Regel und Regelmäßigkeit? Nur im ersten Falle wäre sein Schritt ins Mittelalter hinein vollständig zu nennen; der zweite ließe ihn in einer Zwischenstellung verharren, die in manchem an Einhard erinnern würde, den einzigen Nichtkleriker im Gelehrtenkreis um Karl d. Gr.

Die Frage läßt sich nur stellen, nicht entscheiden: die Überlieferung beschränkt sich auf Andeutungen, die sich so und so auswerten lassen, und was bisher für beide Auffassungen an Gründen angeführt wurde, hält sich einigermaßen die Waage, mag auch der Ausschlag sich vielleicht allmählich um ein Geringes zugunsten dieser zweiten Möglichkeit verstärken.

Wenn sie sich eindeutig sichern ließe, so wäre freilich vor übereilten Folgerungen zu warnen, etwa derart, als sei aus der Bewahrung des privaten Status zu erschließen, daß der Gründer von Vivarium bei aller ideellen Bewunderung monastischer Lebensformen persönlich noch nicht die Kraft zur letzten entscheidenden Bindung habe aufbringen können. Zugegeben: auszuschließen ist nicht, daß es eben so war, doch es gibt auch ganz abweichende Deutungsmöglichkeiten — um nur eine zu nennen: Die literarischen Aufgaben, die Cassiodor sich im Dienst der neuen Konzeption gestellt sah, wurden gekennzeichnet. Zweifellos war er mit Recht überzeugt, daß sie unter den gegebenen Umständen würden ungelöst bleiben müssen, soweit er sie nicht noch selbst zu bewältigen vermochte. Sein Alter zum Zeitpunkt der Klostergründung ist unbekannt, vielleicht hatte er schon die Schwelle zum siebenten Lebensjahrzehnt überschritten. Wie nun, wenn er die ins Auge gefaßten Arbeiten im Wettlauf mit dem fortschreitenden Alter sich hätte abringen müssen; wenn ein etwaiges Bestreben, sich aus dem regelmäßigen Ablauf der Verpflichtungen eines klösterlichen Gemeinschaftslebens herauszuhalten, hier die letzte Motivierung gefunden hätte? Dies zur Hypothese zu erhärten, reicht das Material gleichfalls nicht aus: die Möglichkeit als solche würde sich den Umrissen, die die Quellen von Cassiodors Persönlichkeitsbild noch hervortreten lassen, genauso gut einfügen.

Wir müssen uns damit abfinden, daß wir über die inneren Beweggründe dieses Menschen an keinem einzigen Punkte seines Lebensganges etwas Bestimmtes erfahren: anders als Augustinus hat er selbst, wie mit Recht schon von anderer Seite hervorgehoben wurde, eben keine Confessiones hinterlassen, die es ermöglichen würden, wenigstens Teile seiner „histoire intime“ nachzuzeichnen; es mag sein, daß wir auch in dieser Zurückhaltung schon einen mehr mittelalterlichen Zug zu erblicken haben. Als Historiker stehen wir hier an einer Grenze, an der die Zuständigkeit unseres Faches endet und diejenige anderer, etwa des Dichters, beginnt.

Geschichte ist Wissenschaft vom Menschen in seiner spezifischen Eigenart. Bei jedem Menschen aber, mit dem wir zu tun bekommen, ob bedeutende Persönlichkeit der Geschichte oder einfacher Mitmensch unserer eigenen Gegenwart, auch und gerade bei Cassiodorus Senator, bleibt für den Außenstehenden ein Rest, der Schweigen ist.

## Preußen als Problem der osteuropäischen Geschichte

In Polen hat kürzlich \*) der Altmeister der Posener Schule, KAZIMIERZ TYMIENIECKI, unter der Überschrift *Das Problem Preußen* kritisch zu GOLO MANN'S *Deutscher Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* Stellung genommen<sup>1)</sup>. GOLO MANN habe sich, so heißt es dem Sinne nach, um eine Entschärfung des Problems Preußen im deutschen Geschichtsbild bemüht, wenn er Preußen nur für die Zeit von Friedrich dem Großen bis zu Wilhelm II. als geschichtsbestimmenden Faktor in Deutschland und Europa gelten läßt. Eine solche Einengung des Problems Preußen auf die Geschichte der europäischen Pentarchie aber sei eine modernisierende Abstraktion, die selbst in einem Buche, das nur die jüngste deutsche Geschichte zum Gegenstand hat, zu verhängnisvollen Vereinfachungen führen müsse und überdies einen Rückschritt in der Diskussion über die Stellung Preußens in der allgemeinen Geschichte bedeute<sup>2)</sup>.

Gewiß sei Preußen in Deutschland ein Problem eigener Art gewesen, jedoch — so heißt es dann wörtlich — „am ehesten war Preußen . . . mit den benachbarten slavischen und baltischen Ländern verknüpft, was so leicht festzustellen, doch so schwer auszudeuten ist“<sup>3)</sup>.

Als das Allgemeine an der preußischen Geschichte werden also hier ihre engen Verflechtungen mit der slavisch-baltischen Völkerfamilie verstanden, ohne die dieses „wunderliche politische Gebilde unerklärlich bleibt“. Ähnlich hatten schon 1898 SZYMON AZKENAZY<sup>4)</sup> und nach dem Zweiten Weltkrieg WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI<sup>5)</sup> von Friedrich dem Großen als einer Zentralfigur der polnischen Geschichte gesprochen und den reichen Ertrag der preußisch-deutschen und auch der angelsächsischen Friedrich-Forschung als zumindest einseitige Teillösungen zurückgewiesen.

\*) Antrittsvorlesung, gehalten am 25. Februar 1965 an der Justus Liebig-Universität. Der vorgetragene Text wurde für den Druck nur um einige Anmerkungen erweitert, die nicht den Anspruch erheben, den so dringend notwendigen Forschungsbericht zu dem hier gestellten Thema zu ersetzen. Die Hinweise sollen vielmehr unmittelbar zur Erläuterung und Verdeutlichung der vorgetragenen, notwendigerweise sehr summarischen Gedanken dienen.

1) K. TYMIENIECKI, *Problem Prusy*, in: *Roczniki Historyczne* 28, 1962, S. 85 bis 95.

2) Auch einer der französischen Rezensenten G. MANN'S, G. CASTELLAN, wird in diese grundsätzliche Kritik einbezogen. Vgl. CASTELLAN'S Rez. unter der Überschrift *Plaidoyer pour la Prusse*, in: *Cahiers Pologne-Allemagne* 2 (5) 1960 (Paris), S. 72—80.

3) K. TYMIENIECKI, a. a. O., S. 87.

4) S. AZKENAZY, *Dwa Stulecia (Zwei Jahrhunderte)*, T. I.: *Fryderyk II i August III*, Warschau 1898, 2. Aufl. 1903.

5) W. KONOPCZYŃSKI, *Fryderyk Wielki a Polska (Friedrich der Große und Polen)*, Posen 1947.

Man könnte sich nun die Sache leicht machen und in derartigen kritischen Einwänden nur die Äußerungen des überempfindlichen modernen polnischen Nationalstolzes sehen, der gleichsam mit zu Gerichte sitzen möchte über die preußische Geschichte, nun, da diese an ihr Ende gekommen ist. Allein mir schiene damit nur ein untergeordneter Teilaspekt der geschichtswissenschaftlichen Problematik erfaßt.

Erinnern wir uns eines des bürgerlichen Nationalismus unverdächtigen Zeugen, nämlich KARL MARX<sup>6)</sup>. In seinen nachgelassenen Manuskripten über die polnische Frage kommt er zu dem Urteil, daß Preußen seinen Aufstieg dem Schutz und der Förderung Rußlands verdankt habe; es fällt das harte Wort vom „Trabanten Rußlands“, den das Zarenreich seit dem Beginn des 18. Jhs. vor seinen Wagen gespannt habe, um Polen und Deutschland niederzuhalten<sup>6)</sup>.

Was 1864 von MARX polemisch und nicht ohne Haßgefühle gesehen wurde, ist dann, ohne daß ein anderer Zusammenhang bestünde als der der Fragestellung, in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung noch mehrfach als Ergebnis kritischer Prüfung des preußischen geschichtlichen Weges angeklungen, so in Ansätzen bei OTTO HINTZE<sup>7)</sup>, stärker bei FRIEDRICH MEINECKE<sup>8)</sup> und in ausgeprägtem Maße eine Generation später bei dessen Schüler LUDWIG DEHIO<sup>9)</sup>.

Sie haben, von ihren Forschungsrichtungen her stärker mit der Geschichte des Staatensystems vertraut als die reinen Spezialisten der preußischen Geschichte, freilich auch als Personen von den weltpolitischen Wandlungen ihrer Zeit tiefer betroffen als andere, den Blick geschärft für die übergreifenden Zusammenhänge der modernen Geschichte, die das Schicksal Preußens und Polens in der Tat aus dem Vordringen der östlichen Flügelmacht Rußland nach Mitteleuropa zu verstehen lehrten.

Zeichnet sich in diesem Bilde ein Verständnis für die Kontinuität moderner preußischer Geschichte als Bestandteil der osteuropäischen Geschichte ab, so will nun der Mediävist TYMIENIECKI den Bogen weiter zurückspannen. Als Pole gewiß nicht minder betroffen von den großen Umwälzungen einer Zeit, in der er die Zerstückelung

<sup>6)</sup> K. MARX, *Manuskripte über die polnische Frage* (1863—1864), herausgegeben und eingeleitet von W. CONZE und D. HERTZ-EICHENRODE, Den Haag 1961, S. 39 f. — Wichtig vor allem das erste der dort abgedruckten Manuskripte, *Polen, Preußen und Rußland*, S. 91—164.

<sup>7)</sup> O. HINTZE, *Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte*, 5. Aufl. Berlin 1915. — Zu HINTZES Stellung in der preußischen Geschichtswissenschaft vgl. die schöne Würdigung von F. HARTUNG, *Otto Hintzes Lebenswerk*, in: OTTO HINTZE, *Staat und Verfassung. Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte*, hrsg. v. G. OESTREICH, 2. Aufl. Göttingen 1962, besonders S. 15 f.

<sup>8)</sup> Vgl. dazu F. EPSTEIN, *Friedrich Meinecke in seinem Verhältnis zum europäischen Osten*, in: *Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands* III, 1954, S. 119—144.

<sup>9)</sup> L. DEHIO, *Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte*, Krefeld 1948.

und den Untergang der Teilungsmacht Preußen jeweils als die Voraussetzung der staatlichen Wiedergeburt Polens erlebte, erweitert sich ihm das politisch erlebte Problem Preußen zu der Frage, wie sich dieses für die Geschichte der slavischen Völker so einflußreiche Phänomen von seinen geschichtlichen Anfängen und Voraussetzungen in der slavisch-baltischen Welt, vom Ordenslande Preußen her, begreifen lasse und wie es als Bestandteil des osteuropäischen Geschichtsprozesses zu seiner — in der Sicht des noch immer von den Teilungen Polens her geprägten polnischen Geschichtsverständnisses — lebensbedrohenden Größe im 18. und 19. Jh. aufsteigen konnte.

Nun besteht gar kein Zweifel, daß das Problem der Kontinuität vom deutschen Ordensstaat Preußen zur Hohenzollernmonarchie als ein erstrangiges inneres Problem der preußischen Geschichte in der Forschung immer erkannt worden ist, und diese Frage darf mit Fug und Recht, trotz der jüngst von MANFRED HELLMANN vorgetragene Bedenken<sup>10)</sup>, weiterhin als eine legitime Aufgabe sowohl der preußischen Landes- und Staatsgeschichte als auch der deutschen Reichsgeschichte angesehen werden. Beide Forschungsgebiete haben von dieser Fragestellung her außerordentlich wichtige Beiträge zum Gesamtbegriff der preußischen Geschichte geliefert<sup>11)</sup>. Aber notwendigerweise bringt — aus Gründen der Arbeitsteilung — die landes- und auch die reichsgeschichtliche Perspektive eine borusso- bzw. germanozentrische Begrenzung des Blickfeldes mit sich, die — beim Fortschritt der zeitlich und sachlich heute schon stark in die osteuropäischen Verknüpfungen Preußens ausgreifenden Einzelforschungen<sup>12)</sup> — überwunden werden muß, wenn das synthetische Urteil über Preußens Stellung in der europäischen Geschichte nicht dem Kompetenzbereich der deutschen kritischen Geschichtswissenschaft entgleiten soll.

Mit Nachdruck sei betont, daß sich der Osteuropahistoriker durch diese Problemlage nicht deshalb in besonderem Maße angesprochen fühlt, weil er darin Bestätigungs- oder gar Expansionsmöglichkeiten für eine Fachrichtung der allgemeinen Geschichte wittert, die ihr Sonderdasein nur dem babylonischen Sprachgewirr des alten Europa

<sup>10)</sup> M. HELLMANN, *Über die Grundlagen und die Entstehung des Ordensstaates in Preußen*, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 31, 1962, S. 111 ff.

<sup>11)</sup> Vgl. zuletzt den Beitrag von H. HELBIG, *Ordensstaat, Herzogtum Preußen und preußische Monarchie*, in: *Preußen. Epochen und Probleme seiner Geschichte*, hrsg. von R. DIETRICH, Berlin 1964, S. 1—30.

<sup>12)</sup> Genaue Einzelhinweise können an dieser Stelle nicht gegeben werden, sie bleiben einem, wie gesagt, dringend notwendigen Forschungsbericht vorbehalten. Erwähnt seien nur die größere Zeiträume umspannenden Arbeiten von K. FORSTREUTER, *Preußen und Rußland von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen*, Göttingen 1955, und H. LUDAT, *Polen und Deutschland. Wissenschaftliche Konferenz polnischer Historiker über die polnisch-deutschen Beziehungen in der Vergangenheit* (= *Quellenhefte zur Geschichtswissenschaft in Osteuropa nach dem Zweiten Weltkrieg*, hrsg. v. H. LUDAT und G. RHODE, Reihe I: *Polen*, Heft 1), Köln-Graz 1963, S. 64 ff.

verdankt, sondern weil er unter dem methodisch-arbeitstechnischen Zwang steht, hier als Spezialist gewissermaßen Zubringerdienste für das ganze Fach leisten zu müssen.

Wenn wir uns also hier an den Versuch wagen, die osteuropäisch-slaven-baltenländischen Verzahnungen in ihrer Bedeutung für den Gesamtprozeß der preußischen Geschichte zu würdigen, so kann dies selbstverständlich nur ein erster tastender Schritt sein auf dem Wege zu der notwendigen historischen Universalisierung unseres Preußenbildes. Universalisierung, das bedeutet für unser derzeitiges wissenschaftliches Preußenverständnis: einmal die ereignis-, zustands- und problemgeschichtliche Ausweitung des Blickfeldes in die slavisch-baltische Völkerwelt, zum anderen aber die innerwissenschaftliche Vertiefung unseres Verstehens durch kritische Reflexion des slavisch-osteuropäischen geschichtlichen Eigenverständnisses gegenüber Preußen<sup>13)</sup>. Vielleicht gestattet es der knappe Rahmen einer Vorlesungsstunde, wenigstens zu dem ersten Aufgabenkreis einige Grundgedanken zu formulieren.

Das deutsche Preußen hat nicht nur den Namen seines Vorgängers in den westlichen Ausläufern des baltischen Siedlungsgebietes, dem Prußenlande, übernommen, sondern es wurzelt geschichtlich in diesem Land zwischen unterer Weichsel und Memel. In der Antike erregte der Reichtum Interesse, den das Gold der Ostsee dem fernen Lande schenkte, dem werdenden Abendland aber traten die Prußen als politischer Faktor in der heidnischen Randzone im Osten entgegen. In dieser Randzone machte sich — nach anfänglichen Missionserfolgen Ottos des Großen — seit den Slavenaufständen zwischen Elbe und Oder und an der Ostseeküste nach 983 eine starke Regeneration der politischen Abwehrkräfte bemerkbar.

Das christliche Polen lernte in Missionsversuchen zuerst die zähe Lebenskraft des Heidentums der Prußen kennen, das — verbunden mit militärischer Schlagkraft und Angriffslust — dem Piastenreich an dessen Nordgrenze lange gefährliche Krisensituationen bereitete. Und auch die Einbeziehung prußischer Gebiete in das dänische Imperium des Piastenneffen Knut des Mächtigen war nur von kurzer Dauer. Im 12. Jh. bahnte sich von Westen her der Umschwung an: Bischof Heinrich von Olmütz unternahm 1141 eine zwar erfolglose Prußenfahrt. Aber es schien schon viel erreicht, daß dem mährischen Bischof das Schicksal Adalberts von Prag und Bruns von Querfurt erspart blieb. Denn noch lange sperrte sich der baltische Nordosten gegen die Mission, wenngleich die piastischen Herzöge von Masowien ebenso wie russische Teilfürsten in den ihnen benachbarten litauischen und livischen Gebieten nichts unversucht ließen.

<sup>13)</sup> Bisher gibt es dafür so gut wie keine Vorarbeiten, was die Dringlichkeit der Aufgabe nur unterstreicht. Einige Ansätze finden sich in dem thematisch freilich weiter (ganz Ostmitteleuropa) und enger (ohne Berücksichtigung Rußlands) zugleich gefaßten Tagungsbericht *Geschichtsbewußtsein in Ostmitteleuropa. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Tagung des J. G. Herder-Forschungsrates über die geistige Lage der ostmitteleuropäischen Völker* (April 1960), hrsg. von E. BIRKE und E. LEMBERG, Marburg 1961.

um die gefährlichen Nachbarn durch Christianisierung zu bändigen<sup>14)</sup>.

Erst als im 13. Jh. die Führungsmächte der abendländischen Welt das Problem der Nordostmission energisch aufgriffen und im Einvernehmen mit dem Masowierherzog den Ritterorden vom deutschen Marienhospital in Jerusalem mit der Unterwerfung und Christianisierung der baltischen Länder beauftragten, war der raschen Einbeziehung der preußischen Stämme in die abendländische Christenheit der Weg geebnet. Von Kaiser Friedrich II. und Gregor IX. als ein Stück christlicher Weltpolitik, von dem berufenen Orden freilich auch immer als ein Problem der politischen Existenzgrundlagen verstanden, ist hier im preußischen Unterwerfungsgebiet des Ordens das eigentümliche Herrschaftsgebilde des „wie ein Reichsfürst“ ausgestatteten korporativen geistlichen Landesherrn entstanden, das schon nach knapp einem Jahrhundert als „Preußenland“ einen festen Platz in der Vorstellung der Zeitgenossen gefunden hatte<sup>15)</sup>.

Mission, Herrschaft und deutschrechtliche Siedlung haben aus dem Lande der Prußen das Preußenland werden lassen. Dieses steht somit inmitten jenes großen Verwestlichungsprozesses, der auf die Dauer die historisch-kulturelle Gliederung des slavisch-baltischen Osteuropa in Ostmitteleuropa und den russischen Raum hervorgebracht hat<sup>16)</sup>. Die Herrschaft des Ordens zog die deutsche Siedler-einwanderung nach sich, die territoriale Ausweitung über die untere Weichsel nach Pommerellen am Anfang des 14. Jhs. brachte slavische Untertanen ein. Obwohl von Anfang an die ethnischen Unterschiede auch im sozialen Bereich ihre Parallelen fanden, hat die für alle sozialen Schichten in gleicher Weise spürbare strenge Landesherrschaft auf die Dauer — teils beabsichtigt und dekretiert, teils via facti — die Einschmelzung der fremden ethnischen Elemente in den einheitlichen deutschen Neustamm der Prußen herbeigeführt, was allerdings einen komplizierten und von manchen Rückschlägen begleiteten — heute noch nicht annähernd aufgehellten — Prozeß darstellt<sup>17)</sup>.

<sup>14)</sup> Vgl. noch immer grundlegend K. LOHMEYER, *Geschichte von Ost- und Westpreußen*, 1. Bd. (bis 1411), Gotha 1908, 3. Aufl., S. 3 ff., von polnischer Seite H. LOWMIANSKI, *Prusy pogańskie (Das heidnische Preußen)*, Thorn 1935. — Für Livland vgl. M. HELLMANN, *Das Lettenland im Mittelalter*, Münster-Köln 1954, S. 53 ff.

<sup>15)</sup> Vgl. zuletzt E. MASCHKE, *Preußen. Das Werden eines deutschen Stammesnamens*, in: *Ostdeutsche Wissenschaft* II, 1955, S. 117 f.

<sup>16)</sup> Dazu O. HALECKI, *The Limits and Divisions of European History*, London-New York 1950, Dt.: *Europa, Grenzen und Gliederung seiner Geschichte*, Darmstadt 1957, S. 94 ff.; H. LUDAT, *Die Slaven und das Mittelalter*, in: *Die Welt als Geschichte* 2, 1952, S. 69—84.

<sup>17)</sup> Wichtige Beobachtungen in dem Anm. 15 genannten Aufsatz von E. MASCHKE. Einzelne Aspekte ferner bei R. WENSKUS, *Kleinverbände und Kleinräume bei den Prußen des Samlandes*, sowie H. PATZE, *Die deutsche bäuerliche Gemeinde im Ordensstaat Preußen*, beide in: *Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen* II (= *Vorträge und Forschungen*, hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, geleitet von THEODOR MAYER, Bd. VIII), Konstanz-Stuttgart 1964, S. 149—254.

Freilich blieb die noch schwierigere Aufgabe der Litauermission als ungelöstes Problem für den Orden nach seiner Etablierung als Landesherr des unterworfenen Prußen-Gebietes bestehen, eine Aufgabe, die in der außenpolitischen Kräftekonstellation des 14. Jhs. in Osteuropa nicht nach prußischem Vorbild zu lösen war. Denn inzwischen hatte zwar der Orden im Lande den vorbildlich verwalteten Staat aufgebaut, war aber auch Litauen in die zerfallene Rus' vordrungen, bedrohten weiterhin die Tataren Europa, erholte sich Polen aus der Lähmung der Teilfürstenzeit.

Und weiter: konnte es ausbleiben, daß der zum reinen Missionszweck organisierte Orden — nachdem er zum Landesherrn besonderer Art in seinem Missionsgebiet geworden war — auf die Dauer unzeitgemäß wurde in einer vergleichsweise ausgeglichen historisch wandelnden Welt Osteuropas, wie sie schließlich durch die polnisch-litauische Union und die polnische Ostexpansion in Galič-Volynien sich konstituierte? Dem Orden war damit der tiefste Grund seines „Ausnahmestaates“, der Heidenkrieg, genommen.

So stark die sozial- und verfassungspolitischen Unterschiede zwischen den Reichshälften der polnisch-litauischen Union waren, so sehr wurde in beiden die aufsteigende Macht der ständischen Bewegung, des „Landtagsparlamentarismus“, zur hervorstechenden politischen Signatur<sup>18)</sup>. Es bildete sich jene Zone einer riesigen adelsparlamentarischen Föderation von Großpolen bis an den Dnepr, von Schamaiten bis an das Schwarze Meer heraus, die später zeitweise Böhmen und Ungarn an sich zog und das politische Gesicht des slavischen Europa bis in die westlichen Vorfelder Moskaus prägte. Auch die ursprünglich multiethnische Gesellschaft des „Schmelztiegels“ Ordensstaat blieb jedenfalls auf die Dauer von dieser zeitgemäßen Abgrenzungsbewegung gegen den „Staat“ nicht frei. Schon 1397 konstituierte sich in dem Eidechsenbund eine parallele ständische Bewegung in Westpreußen, die eine scharfe Reaktion des Ordens auslöste und die Überspannung der Landesherrschaft im 15. Jh. einleitete. Es ist keine Frage, daß hier die Tendenz des Zeitalters nach Preußen hinüberwirkte, und es ist völlig abwegig, ein an und für sich in seinen allgemeinen Bezügen auch für Osteuropa gültiges ständisches Widerstandsrecht im Ordenslande Preußen gleichsam national zu isolieren, wie das ERICH WEISE versucht hat. Es war eben nicht der Anfang des Dualismus von Volk und Staat als eine besondere Leistung deutsch-preußischen Wesens, wie WEISE meint<sup>19)</sup>,

<sup>18)</sup> Vgl. J. BARDACH, *O genezie sejmu polskiego (Zur Entstehung des polnischen Reichstags)*, in: *VIII Powszechny Zjazd Historyków Polskich (8. allgemeiner Kongreß polnischer Historiker)*, T. VII, Warschau 1959, S. 5—57 (mit Diskussion); in bezug auf die Auswirkungen: K. GRZYBOWSKI, *Teoria reprezentacji w Polsce epoki odrodzenia (Die Theorie der Repräsentation im Polen der Renaissance)*, Warschau 1959, sowie G. RHODE, *Staaten-Union und Adelsstaat. Zur Entwicklung von Staatsdenken und Staatsgestaltung in Osteuropa, vor allem in Polen-Litauen, im 16. Jh.*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 9, 1960, H. 2/3, S. 185—215.

<sup>19)</sup> E. WEISE, *Das Widerstandsrecht im Ordenslande Preußen und das mittel-*

sondern des Konflikts zwischen ständischer Gesellschaft und Landesherrschaft, und das ist ein allgemeines sozialgeschichtliches Phänomen.

Der Sieg der ständischen Gesellschaft über den Staat war so vollkommen, daß auch der soziale Aktivposten des Ordens, die Bauern, am Ende aus ihrer „gesicherten“ Schutzstellung, die das Ordensregiment — trotz aller Lasten — für sie bedeutete, herausgelöst und sozusagen osteuropäisch gleichgeschaltet, d. h. jenem sozial deklassierenden Prozeß der Ausbildung der Gutsherrschaft und schließlich der Gutswirtschaft unterworfen wurden.

Der adlige Commonwealth-Gedanke triumphierte — bei aller patriotischen Schattierung, die in den Kämpfen von Tannenberg bis Thorn auftauchten — über den der starken Landesherrschaft<sup>20)</sup>.

Nur da, wo es der Landesherrschaft gelang, sich selbst dieser Bewegung anzuschließen, konnte sie sich, wie die polnischen Könige seit Władysław Jagiełło, einen Platz und einen Einfluß darin sichern. Sie wurden allmählich selbst Standesgenossen. Das ermöglichte ihre außenpolitischen Erfolge sowohl gegen jenen bedrängten Landesherrn im Preußenlande als auch anfangs gegen den neuartigen autokratischen Herrschaftsgedanken der Moskauer Großfürsten. Freilich vermochte dieser auf die Dauer im Bündnis von kirchlicher Orthodoxie und dynastischer Legitimität den adligen Commonwealth-Pluralismus in den westrussischen Ländern von Novgorod — in seiner besonderen altrussischen Verfassung — bis in die Ukraine zu unterhöhlen, während im Westen, in Preußen, das geistige Toleranzprinzip der Adelsföderation im Zuge der Reformation dem Ordensstaat den Todesstoß versetzte: Die geistliche Landesherrschaft wandelte sich 1525 selbst zum weltlichen Oberhaupt des Ständestaates unter der Lehnsoberhoheit der Krone Polen um<sup>21)</sup>. Dieser folgenreiche Schritt bereicherte das Commonwealth, wies aber seinerseits bereits über diese Idee hinaus, weil er sich zugleich als brauchbare Lösung in einer neuen internationalen Situation erwies:

Das europäische Staatensystem trat in seine historische Stunde und begann, den Nordosten Europas — bisher gleichsam ein Staaten-

*alterliche Europa*, Göttingen 1955, S. 25; dazu die kritische Stellungnahme von M. HELLMANN in: *Historisches Jahrbuch* 78, 1959, S. 247 ff.

<sup>20)</sup> Vgl. dazu die Arbeiten des Thorner Historikers M. BISKUP, vor allem seine Monographie *Zjednoczenie Pomorza Wschodniego z Polska w połowie XV wieku (Die Vereinigung Ostpommerns [d. i. Westpreußens] mit Polen in der Mitte des 15. Jhs.)*, Warschau 1959, sowie seine Forschungsberichte *Polish research work on the History of the Teutonic Order State Organization in Prussia 1945—1959*, in: *Acta Poloniae Historica* 3, 1960, bes. S. 100 ff., und *Der Zusammenbruch des Ordensstaates in Preußen im Lichte der neuesten polnischen Forschungen*, ebd. 9, 1964, S. 59—76. Soeben noch K. GÓRSKI, *The Royal Prussian Estates in the Second Half of the XVth Century and their Relation to the Crown of Poland*, ebd. 10, 1964, S. 49—64.

<sup>21)</sup> Hierzu kann jetzt auf die monographische Bearbeitung des letzten Hochmeisters und ersten weltlichen Herzogs verwiesen werden: W. HUBATSCH, *Albrecht von Brandenburg-Ansbach*, Heidelberg 1960.



system für sich<sup>22)</sup> — in sein Kräftespiel hereinzuziehen. Der Anstoß kam vom östlichen Flügel, von Moskau her, als Ivan IV. 1558 in den zerrütteten livländischen Ordensstaat einfiel, um die Moskauer Ostseeinteressen geltend zu machen<sup>23)</sup>. In Livland hatte der Orden keine geschlossene Landesherrschaft errichten können, jetzt war ihm daher auch der preußische Weg der Säkularisation des Gesamtstaates versperrt. Vielmehr haben die Nachbarn Livlands in einem 25jährigen Ringen um das Herzstück des alten Nordosteuropa — eigentlich der erste nordische Krieg der europäischen Geschichte — die politische Dynamik des europäischen Staatensystems auch hier zum Leben erweckt<sup>24)</sup>. Wenn es zunächst dem schwedisch-polnischen Bündnis, dann aber — nach dem dynastischen Konflikt im Hause Vasa — der schwedischen Militärmacht gelang, Rußland noch auf anderthalb Jahrhunderte von der Ostsee fernzuhalten, so hat die ungeheure politische Kräfteanstrengung der beiden Vormächte des Ostens im 16. und 17. Jh., Schwedens und Polens, dem Herzogtum Preußen Atempause und Windschatten gegeben für die folgenreichste Neuorientierung seiner Politik: die dynastische Verbindung des hohenzollernschen Herzogshauses mit dem Hause Brandenburg. Mit vollem Recht hatte der Deutsche Orden im Reich diese dynastische Lösung von Anfang an als die Hauptgefahr der Säkularisierung betrachtet. Daher versuchte er zuletzt noch 1586 durch die Kandidatur des designierten Deutschmeisters, Erzherzog Maximilian, bei der polnischen Königswahl ein solches Schicksal Preußens auf dem Wege über dessen Lehnsherren, die Krone Polen, abzuwenden; jedoch vergeblich. Denn die Wahl fiel 1587 auf den katholischen schwedischen Prinzen Sigismund und beschwor den gewaltigen Konflikt des neuen polnischen Königs mit seinem protestantischen Mutterland herauf; Preußen wurde zeitweilig das Zünglein an der Waage in diesem Konflikt, und Hohenzollern hatte den Weg frei zu zielstrebigem Familienpolitik. Es besteht kein Zweifel, daß das brandenburgische Haus den Löwenanteil an Aktivität in die hohenzollernsche Hauspolitik in Richtung auf Preußen einbrachte<sup>25)</sup>.

Der brandenburgische Staat war, so wie er sich aus der Grenzmarkenzone des Reiches im Slavenlande seit dem hohen Mittelalter herausgebildet hatte, von Anfang an ein Stück mittelalterliches Ost-

<sup>22)</sup> Vgl. die anregenden Gedanken von W. ANDREAS, *Staatskunst und Diplomatie der Venezianer im Spiegel ihrer Gesandtenberichte*, Leipzig, 1943, S. 26 ff., auch in: *Historische Zeitschrift* 167, 1943.

<sup>23)</sup> E. SVENSSON, *Den merkantila bakgrunden till Rysslands anfall på den livländska ordensstaten 1558. En studie till den ryska imperialismens uppkomsthistoria*, Lund 1951. Vom marxistischen Standpunkt soeben E. DONNERT, *Der livländische Ordensritterstaat und Fußland. Der livländische Krieg und die baltische Frage in der europäischen Politik 1558—1583*, Berlin 1963.

<sup>24)</sup> K. ZERNACK, *Handelsbeziehungen und Gesandtschaftsverkehr im Ostseeraum*, in: *Giebener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens* 3, 1957, S. 124 ff.

<sup>25)</sup> Vgl. die klassische Schilderung bei O. HINTZE, *Die Hohenzollern und ihr Werk*, S. 131 ff.

mitteleuropa. Die Probleme der deutsch-fremdethnischen Bevölkerungs- und Siedlungssymbiose waren ihm ebenso vertraut wie dem Ordensstaat, und das eigentümliche Ergebnis einer solchen Ausgangslage, der kolonialländische Neustamm, bildete infolgedessen in beiden Ländern das Bevölkerungsmilieu, dessen soziale Strukturen sich nicht wesentlich unterschieden. Im Osten lag auch der außenpolitische Aktionsraum Brandenburgs, die pommersche Ostseeküste und Danzig bildeten im Hochmittelalter begehrte Ziele; und seit dem Regierungsantritt der Hohenzollern 1415 waren Projekte der dynastischen Verbindung mit dem polnischen Jagiellonen-Hause keine Seltenheit <sup>26)</sup>.

Alle diese Momente haben gewiß ein Gefühl der politischen Affinität des Herzogtums und des Kurfürstentums bewußt werden lassen, als der Zufall der Hochmeisterwahl von 1513 das Hohenzollernhaus in seiner fränkischen Nebenlinie nach Preußen führte.

Die polnische Heirat des Kurfürsten Joachim II. schien zunächst die brandenburgische Nachfolge auf dem Jagiellonen-Thron — dem Lehnsherrn über Preußen — zu ermöglichen. Doch der frühe Tod des Prinzen Sigismund, der den Namen seines polnischen Großvaters trug, verhinderte 1563 diese Aussicht auf ein hohenzollernsches Ostmitteleuropa, von welchem schon Kurfürst Friedrich I. geträumt hatte. Der Gedanke einer dynastischen Einigung ganz Ostmitteleuropas ist für die beiden Dynastien im Bewußtsein der historischen Zusammengehörigkeit der Länder zwischen Elbe und Dnepr in gleicher Weise verlockend gewesen. Wieweit sich der Reichstag zu einer solchen Politik verstanden hätte, ist bislang schwer zu beurteilen. Immerhin fand das, was die Diplomatie Joachims II. am Krakauer Hof schon vor Sigismunds Tod erreicht hatte, nämlich die zukünftige Mitbelehnung des brandenburgischen Hauses in Preußen, 1569 die Bestätigung des Lubliner Reichstages <sup>27)</sup>.

Wir stehen damit an einer — freilich in ihren Zusammenhängen noch wenig aufgehellten — Wendemarke der osteuropäischen Geschichte: sich den Verlauf der Geschichte des 17. Jhs. im Zeichen des um die hohenzollerschen Lande erweiterten Jagiellonenreiches auszumalen, ist zwar ein spekulatives Spiel der historischen Phantasie, aber doch nicht ohne einen gewissen verständnisschaffenden Sinn auch für das gerade Gegenteil, das schließlich eintrat: die Annäherung Preußens an das brandenburgische Haus. Sie rückte zwangsläufig das Problem der endgültigen Vereinigung von Herzogtum und

<sup>26)</sup> Dazu — freilich ohne die Diskussion der strukturgeschichtlichen Probleme — J. SCHULTZE, *Von der Mark Brandenburg zum Preußenstaat*, in: *Preußen. Epochen und Probleme seiner Geschichte*, Berlin 1964, S. 31—56; im größeren Zusammenhang ders., *Die Mark Brandenburg*, 3. Bd.: *Die Mark unter der Herrschaft der Hohenzollern (1415—1535)*, Berlin 1963; 4. Bd.: *Von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (1535—1648)*, Berlin 1964.

<sup>27)</sup> Vgl. K. D. STAEMMLER, *Preußen und Livland in ihrem Verhältnis zur Krone Polens 1561—1586*, Marburg 1953, S. 25 ff., sowie die Königsberger Diss. von W. KAMPF, *Brandenburgs Kampf um das Herzogtum Preußen 1563—1578*, 1941.

Kurfürstentum an die erste Stelle der hohenzollerschen Politik. Damit aber entstand der polnischen Adelsrepublik mitten in ihrem Kampf mit den jungen Machtstaaten Moskau und Schweden nun an der Westgrenze eine dritte Macht, deren politische Lebensinteressen sich nur auf Kosten des Bestandes der Adelsrepublik verwirklichen ließen. Von deren osteuropäischer Ordnungsidee her gesehen setzten bereits die Friedensschlüsse Wehlau, Oliva und Andrusovo den Beginn des Partage-Zeitalters, wenn man den dreifachen Triumph des Machtstaates über die universale föderalistische Adelskorporation in seiner ganzen Tragweite in Rechnung stellt<sup>28)</sup>. Denn nun erhob sich gleichsam der Staat gegen die Gesellschaft, und zwar auf universaler Ebene. Was sich nämlich in Preußen und Brandenburg zunächst als eine dynastische Vereinigung anließ, wurde in der Hand des Großen Kurfürsten in der absolutistischen Revolution von oben zur Durchsetzung der rationalisierten Staatsmacht gegen die Adelsgesellschaft, ebenso, wenn auch mit milderer Wucht, im schwedischen Baltikum, erst recht aber in der Westausweitung des Moskauer Staates. Der Adel Livlands und Preußens hat sich, gewiß frei von nationalen Sympathien für die polnische Kultur, aber politisch geformt von dem universalistischen Reichsgedanken der jagiellonischen Zeit, zur Wehr gesetzt, hat aber den Trend des Zeitalters nicht aufhalten können. Kalkstein, der Königsberger Schöppenmeister Roth, ja auch Patkul wurden Symbolgestalten dieses Kampfes um die alte Ordnung, die 1652 ihrem Libertätsstreben mit dem liberum veto-Prinzip im Reichstag der Adelsrepublik die Krönung gegeben hatte, fast genau zu dem gleichen Zeitpunkt, da Friedrich Wilhelm in Brandenburg die Stände politisch entmachtete<sup>29)</sup>.

Das überkommene soziale Gefüge des europäischen Ostens ist freilich von dem politischen Machtkampf zwischen Fürstentum und ständischer Libertät nicht berührt worden. Ungeachtet der starken staatenpolitischen Veränderungen, die von den Rändern her einbrachen, behielt die osteuropäische Agrarlandschaft von Ostdeutschland bis weit in den ostslavischen Raum hinein ihre guts-

<sup>28)</sup> Insofern müßte das Urteil von MARX, die Teilung des schwedischen Reiches im Frieden von Nystad 1721 stelle die logische Voraussetzung für die Teilung Polens dar (K. MARX, *Secret Diplomatic History of the Eighteenth Century*, London 1895, S. 25) noch übersteigert werden. Zum nordischen Krieg 1655—1660 und zu Andrusovo vgl. jetzt das Sammelwerk *Polska w okresie drugiej wojny północnej 1655—1660 (Polen im Zeitalter des zweiten nordischen Krieges 1655—1660)*, T. 1—3, Warschau 1957, sowie Z. WÓJCIK, *Traktat andruszowski 1667 roku i jego geneza (Der Vertrag von Andrusovo von 1667 und seine Entstehung)*, Warschau 1959.

<sup>29)</sup> Diese universale Komponente wird m. E. in den vorliegenden, sehr sorgfältigen deutschen Untersuchungen zum Ständekampf in Preußen nicht immer deutlich genug hervorgehoben. Das Problem bedürfte dringend einer zusammenfassenden Betrachtung unter ideenpolitischem Aspekt. Interessantes Material bietet die Arbeit von TH. SCHIEDER, *Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande. Politische Ideen und politisches Schritttum in Westpreußen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen (1569—1772/93)*, Königsberg 1940. — Anregende Gesichtspunkte bei F. L. CARSTEN, *The Origin of Prussia*, London 1954.

herrschaftliche Prägung, ja diese hat im 17. und 18. Jh. erst ihre volle Blüte erlangt. Wer in dieser Beziehung dem brandenburgisch-preußischen Absolutismus im östlichen Europa eine Vorrangstellung im Sinne eines sozialen Gerechtigkeitswillens für alle Schichten des politisch einheitlichen Untertanenverbandes zuschreiben möchte, der sollte sich der nüchternen Warnung OTTO HINTZES vor modernisierenden Aspekten erinnern<sup>30)</sup>.

Erst das Preußen der Reformära ist in sozialpolitischer Beziehung über die ständischen Schranken hinaus gelangt und dann sogar, nach Polens Ausschaltung, zu einem bewußten Vorbild in Osteuropa geworden. Ganz anders der absolute Staat, der mit besessener methodischer Konsequenz seine Militär- und Territorialmacht ausbaute und der in seiner territorialen Desintegrität von den rheinischen Besitzungen bis nach Ostpreußen von dem machtpolitischen Rhythmus des Staatensystems völlig absorbiert wurde. Frankreich und Schweden gaben bis zur Jahrhundertwende auch in Mittel- und Osteuropa den Ton an, und das außenpolitische Taktieren des Großen Kurfürsten zwischen den von den Großmächten erzwungenen Koalitionen ließ bald das böse Wort von dem „brandenburgischen Wechselieber“ aufkommen<sup>31)</sup>.

Doch diese Szene hat der politische Erdbeben in Osteuropa, der Rußland territorial an die Ostsee und politisch bis nach Warschau vorstoßen ließ, radikal verwandelt. Wenn sich der Kurstaat aus primär reichspolitischen Überlegungen von seiner nichtabgeleiteten Souveränität im reichsfreien Ostpreußen her selbst zum Königtum aufwertete, so konnte die brandenburgisch-preußische Politik am Jahrhundertanfang kaum voraussehen, daß diesem selbstbewußten Anspruch ohne Zutun des neuen Königreiches die außenpolitische Erfüllung folgen sollte, indem Preußen gleichsam automatisch zur zweiten Macht im östlichen Kontinent aufrückte<sup>32)</sup>. Territorial profitierte es zwar nur von der Zerstückelung des schwedischen Ostseeimperiums, aber folgenschwerer war die Lage, die Polens außen- und machtpolitische Entmündigung unter wettinischem Zepher her-

---

<sup>30)</sup> O. HINTZE, *Die Hohenzollern und ihr Werk*, S. 205 f., 297 ff. — Modernisierende Aspekte scheinen mit vorzuherrschen bei H. v. BORCKE-STARGORDT, *Grundherrschaft — Gutswirtschaft. Ein Beitrag zur Agrargeschichte*, in: *Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Preußen* 10, 1960, S. 176—212. Sehr instruktiv ist in diesem Zusammenhang das gedruckte Protokoll einer Tagung, die 1960 von der „Gesellschaft für die Geschichte des Landvolks und der Landwirtschaft“ und dem „Göttinger Arbeitskreis“ veranstaltet wurde: *Zur ostdeutschen Agrargeschichte. Ein Kolloquium*, Würzburg 1960.

<sup>31)</sup> Zur Situation des Staatensystems in den 70er und 80er Jahren des 17. Jhs. vgl. K. ZERNACK, *Studien zu den schwedisch-russischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 17. Jhs.*, T. 1, Gießen 1958, sowie den gedankenreichen Aufsatz von Z. WÓJCIK, *Zmiana w układzie sił politycznych w Europie środkowo-wschodniej w drugiej połowie XVII wieku (Wandlungen im politischen Kräftesystem in Ostmitteleuropa in der 2. Hälfte des 17. Jhs.)*, in: *Kwartalnik Historyczny* 67, 1960, H. 1, S. 25—54.

<sup>32)</sup> Die erste Etappe dieses Aufstiegs jetzt bei E. HASSINGER, *Brandenburg-Preußen, Rußland und Schweden 1700—1713*, München 1953.

aufbeschwor<sup>33</sup>). Denn Peters programmatischem Drang nach Westen bot sich — neben der lebenswichtigen Ostseeküste — die verlockende Möglichkeit, in der schon fast entstaatlichten Adelskorporation, die noch immer das politische Gesicht weiter Teile Ostmitteleuropas bestimmte, ein Instrument seiner diplomatischen Vorherrschaft in Osteuropa zu gewinnen. Indem er sich 1716 die unwiderrufliche militärische Kontrolle der Adelsrepublik sicherte, zwang er nicht allein Preußen, sondern auch das somit plötzlich in die Nachbarschaft Rußlands gerückte Österreich in die viel berufene „Entente cordiale der drei schwarzen Adler zur Aufrechterhaltung der Anarchie in Polen“<sup>34</sup>), die den Beginn jener bis zum Ersten Weltkrieg bestehenden Reduzierung des östlichen Mächtesystems auf die monarchische Trias bedeutete. Im Preußen Friedrich Wilhelms I. ist Rußlands plötzlicher Vorstoß mit zunächst zögernder, nach dem Frieden von Nystad aber mit zunehmender Sympathie verfolgt worden, die doch wohl in wesentlichem Maße auf die faszinierende Persönlichkeit Peters zurückzuführen war. Der Vergleich beider Herrscherpersönlichkeiten in ihrem Berge versetzenden Voluntarismus, ihrer methodisch-systematischen Militarisierung der Politik, dürfte noch immer, gerade in der Verschiedenartigkeit der historischen Umkreise, von hohem historiographischem Reiz sein<sup>35</sup>).

Indessen hat die Solidarität in der polnischen Politik nicht, wie man in Potsdam in fortwährender Bewunderung für das Land des großen Zaren gemeint hat, jegliche Gefährdung Preußens durch den kraftstrotzenden Nachbarn ausgeschlossen. Freilich hat Friedrich der Große die Wurzel aller außenpolitischen Konflikte Preußens in dem deutschen Dualismus begründet gesehen, und er ist sich zeit seines Lebens über die kriegstreibende Rolle Rußlands beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nicht nur selbst im unklaren gewesen, sondern hat bis in unsere Tage hinein das historische Bild des Kriegsausbruches als das einer österreichischen Verschwörung präfixiert. Kein preußischer Historiker hat je die russischen Archive in dieser Frage konsultiert, und erst 1951 konnte HERBERT BUTTERFIELD durch die Heranziehung der 1912 veröffentlichten russischen Akten die für den Kriegsausbruch ausschlaggebende Rolle der russischen Diplomatie aufzeigen<sup>36</sup>).

<sup>33</sup>) Dazu der vorzügliche Sammelband *Um die polnische Krone (1700—1721)*, hrsg. von J. GIEROWSKI und J. KALISCH, Berlin 1962. Wichtig die ausführliche Besprechung von G. MÜLHPFORDT in: *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas* 8, 1964, S. 475—491.

<sup>34</sup>) T. WOJCIECHOWSKI, *O powtórnej elekcji Stanisława Leszczyńskiego (Über die zweite Wahl Stanislaus Leszczyńskis)*, in: *Kwartalnik Historyczny* 2, 1888.

<sup>35</sup>) Grundlegend für die russische Seite jetzt die große Biographie Peters d. Gr. von R. WITTRAM, *Peter I. Czar und Kaiser*, 2 Bde., Göttingen 1964.

<sup>36</sup>) H. BUTTERFIELD, *The Reconstruction of an Historical Episode. The History of the Enquiry into the Origins of the Seven Years' War*, Glasgow 1951. Unabhängig von BUTTERFIELD ist W. MEDIGER, *Moskaus Weg nach Europa. Der Aufstieg Rußlands zum europäischen Machtstaat im Zeitalter Friedrichs des Großen*, Braunschweig 1952, von Hannoverschem Quellenmaterial aus zu einem

Zwar hat das „Mirakel des Hauses Brandenburg“ den status-quo-Frieden von Hubertusburg möglich gemacht, aber erst der Tod des Sachsenkönigs auf dem polnischen Thron 1763 und die Notwendigkeit einer neuen Königswahl verschafften der preußischen Diplomatie wieder einen festen Stand in Petersburg. Friedrich verscrieb sich mit Eifer der russischen Politik, Polens Rest an eigenstaatlicher Bewegungsfreiheit auszutilgen und die Adelsrepublik in den Zustand einer russischen Militärprovinz herabzudrücken. Das entstaatlichte Vorfeld Rußlands bot sich so leicht als ein Reservoir für Gebietskompensationen an, als die Krise des russisch-türkischen Krieges 1769 zum ersten Balkankonflikt zwischen Rußland und Österreich zu führen drohte. Die sog. erste Teilung Polens von 1772, d. h. Polens territoriale Reduzierung von den drei Randmächten her — Preußen gewann die Landbrücke nach Ostpreußen —, war das Ergebnis dieses Jahrzehnts preußisch-russischer Entente-Politik, aber auch unter den völlig veränderten außenpolitischen Verhältnissen des ersten Koalitionskrieges hat sich der Mechanismus der Interessenkompensation auf Kosten Polens bis zu dessen endgültiger Vernichtung bewahrt<sup>37)</sup>.

Darin liegt die Einheitlichkeit der in den zeitgeschichtlich-diplomatischen Motiven so verschiedenartigen Vorgänge der drei Teilungen von 1772 bis 1795. Was sich im Bewußtsein der aufgeklärten Despoten als eine über jeden moralischen Vorwurf erhabene rationale Machtpolitik im Dienste der territorialen Arrondierung der Monarchien verstand, ist von dem beginnenden Reformdenken der Zeit auf das schärfste verurteilt worden. Einmal natürlich im betroffenen Polen selbst, dessen adlige Führungsschicht sich nach der ersten Teilung in einem erstaunlichen Maße nicht mehr nur adelsdemokratisch, sondern aufgeklärt-national aufgerüttelt an ihr gesellschaftliches und staatliches Reformwerk machte. Es gipfelte 1791 in dem wohlausgewogenen, absolutistische Effizienz bereits konstitutionell-reformerisch mildernden Entwurf der Mai-Verfassung<sup>38)</sup>. Zum anderen aber war Kritik in Deutschland zu vernehmen, die ihre tiefe Sorge über den Radikalismus dynastischer Machtpolitik angesichts des revolutionären Aufbruchs im Westen nicht verhehlte. So verstandene Staatsräson lief Gefahr, in außenpolitischem Machtrausch alles das, was das staatlich-gesellschaftliche Aufbauwerk des aufgeklärten Absolutismus selbst schon an Reformgrundlagen für die

entsprechenden Bild von Friedrichs unsicherem Urteil über Rußland und Bestuzevs tatsächlicher Aktivität in Richtung auf den Krieg gegen Preußen gekommen.

<sup>37)</sup> Zum ganzen Zeitabschnitt der Teilungen vgl. den Forschungsbericht von B. LEŚNODORSKI, *Le siècle des Lumières en Pologne. L'état des recherches dans la domaine de l'histoire politique, des institutions et des idées*, in: *Acta Poloniae Historica* 4, 1961, S. 147—174.

<sup>38)</sup> Hierzu ist auf die leider noch immer ungedruckte, außerordentlich ergiebige Dissertation von K. G. HAUSMANN über die politische Begriffsbildung im polnischen Reformschrifttum, Göttingen 1956, zu verweisen. — Wichtig auch die umfassende Biographie Stanislaus Augusts von J. FABRE, *Stanislas August Poniatowski et l'Europe des Lumières*, Paris 1952.

Zukunft enthielt, aufs Spiel zu setzen und so wirklichem Jakobiner-tum der radikalen Revolution Tür und Tor zu öffnen<sup>39)</sup>.

In einer gründlichen Erforschung des Verhältnisses von preußischer Diplomatie und Reformansätzen im spätabsolutistischen Staat, einer genauen Durchleuchtung der offensichtlichen Widersprüchlichkeit, die zwischen Preußens osteuropäischem Vorgehen und seiner vorwärtstreibenden Rolle in Deutschland liegt, schiene mir nun die vordringlichste Aufgabe im Rahmen des hier gestellten Themas zu liegen. Ihre Bedeutung erhellt sofort, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Teilungen das schlechthin ausschlaggebende historische Ereignis für die Ausformung des Preußenbildes und für die Beurteilung der polnisch-preußischen Beziehungen in der polnischen Geschichtswissenschaft geworden sind. Der weitgehend kompromißlos anklägerische Charakter dieser politischen Geschichtsschreibung, die Preußens Rolle in Osteuropa auf eine jahrhundertelange Vorbereitung der Teilungen und ihre Perpetuierung festlegt, hat auf der deutschen Gegenseite vornehmlich jene Flut von Apologie hervorgerufen, die sich nicht minder verständnis- und erkenntnisfeindlich ausgewirkt hat. Und dieses Dilemma begleitet beide Geschichtswissenschaften vom Beginn ihrer kritischen Phase vom ausgehenden 18. Jh. an<sup>40)</sup>.

Durch die Teilung Polens sind der preußischen Krone Gebiete eines dem absolutistischen Staatsbegriff so völlig entgegengesetzten korporativ-adligen Gemeinwesens zuerkannt worden, deren rasche Einbeziehung in den von oben gesetzten Wohlfahrtsverband der Monarchie als zivilisatorische Aufbauleistung immer gerühmt worden ist. Gewiß mit Recht.

Doch in einem höheren, auf die geschichtliche Weiterentwicklung bezogenen Sinne ist der preußische Staat bis 1795 nicht nur der Gebende gewesen. Es verdient festgehalten zu werden, daß die Begegnung mit den neuen Gebieten nicht unwesentliche Anstöße für das Reformdenken in Preußen vermittelt hat. In Danzig, das 1793 übernommen wurde, begegnete der Freiherr vom Stein noch mannigfachen korporativen Freiheiten, die sich eben im Polen der Adelsfreiheit hatten bewahren lassen, in Preußen aber kurz nach 1793 noch von der Einschmelzung in das allgemeine Landrecht bedroht waren<sup>41)</sup>. Ebenso ergaben sich aus der Tätigkeit aufgeschlossener Männer wie Schroetter und Schön in dem preußischen Gewinn der

<sup>39)</sup> Vgl. die Synthese K. v. RAUMERS, *Deutschland um 1800, Krise und Neugestaltung 1789—1815*, in: *Meyer-Brandts Handbuch der deutschen Geschichte*, neu hrsg. v. L. JUST, Bd. III, 1, Konstanz 1959, S. 22 f.

<sup>40)</sup> Auf diese Problematik hat H. LUDAT immer wieder hingewiesen; vgl. seine Untersuchungen *Die polnische Geschichtswissenschaft. Entwicklung und Bedeutung*, in: *Grenzmärkische Heimatblätter* 15, 1939, S. 2—44; *Die geschichtlichen Grundlagen des deutsch-polnischen Verhältnisses*, in: *Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft* 26, 1957, S. 171; *Der polnische Beitrag zu einem europäischen Geschichtsbild*, in dem oben Anm. 12 genannten Buch, S. 1—23.

<sup>41)</sup> Vgl. dazu R. BREYER, *Die südpreußischen Beamten und die Polenfrage*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 4, 1955, S. 531—543.

dritten Teilung, dem sog. Neuostpreußen<sup>42)</sup>, wesentliche Impulse zu der neuen Konzeption des preußischen Staats- und Gesellschaftsaufbaus. Wenn sich das zusammen mit der kritischen und doch verehrungsvollen Absolutismusabrechnung Immanuel Kants und der historischen Nationalitätenlehre Herders gerade im alten Preußenlande zu einer verheißungsvollen Symbiose fand, so trug auch die militärische Lage nach Jena und Auerstädt dazu bei. Nach dem Tilsiter Frieden blieb schließlich Ostpreußen die kleine verarmte Rückzugskammer, in der sich die Kräfte der Erneuerung des geteilten Preußen sammeln konnten. Und nicht allein Preußens: ähnlich wie 1772 Polen die politische Wissenschaft ganz Europas beschäftigt hatte, so wirkte jetzt das geschlagene und entmachtete Preußen in seiner geistigen Regenerationskraft über die Grenzen hinaus. Die Jahre nach Tilsit sind, nach einem schönen Wort von HANS ROTHFELS, die deutschesten der osteuropäischen Geschichte gewesen<sup>43)</sup>.

Allerdings, so wird man hinzufügen müssen, sie sind auch die russischsten der preußischen Geschichte gewesen. Nicht allein, weil Alexanders Politik in Tilsit Preußen die Abtretung Schlesiens erspart und damit den Bestand in den wichtigsten Landschaften gerettet hat, sondern auch von den Gefahren her betrachtet, die der preußischen Zukunft aus Rußlands Rolle als potentielltem Befreier Europas von der napoleonischen Herrschaft erwachsen. Die polnische Frage als Problem der europäischen Politik des 19. und 20. Jhs. zeigte von Anfang an ihre gefährlichen Widerhaken.

Es klingt einleuchtend, daß — wie MEINECKE meint — die Tilsiter Lösung von 1807, die Preußen an polnischen Erwerbungen ja nur die Landbrücke Westpreußen belassen hatte, auf die Dauer für Preußen eine Lockerung seiner osteuropäischen Verwurzelung zugunsten seiner deutschen Aufgaben gebracht hätte<sup>44)</sup>. Der Wiener Kongreß jedoch, der Preußen mit dem Posener Lande einen so bedeutenden Anteil altpolnischen Gebietes verschaffte, hat es für die Zukunft endgültig in die alte Interessengemeinschaft der osteuropäischen Trias zurückgeführt, deren machtpolitisches Solidaritätsbewußtsein sich nun in der restaurativen Abschirmung gegen die in der multiethnischen Struktur ihrer Staaten liegende nationalrevolutionäre Sprengkraft stärkte.

So mußte nun die geradlinige Konsequenz, mit der die preußische Polenpolitik das Prinzip der einen preußischen Untertanenschaft den nationalen Bedürfnissen überordnete, der Erhaltung eines osteuropäischen Ordnungssystems dienen, das gleichzeitig Rußlands außenpolitischem Temperament im Hinblick auf Mitteleuropa Zügel

---

<sup>42)</sup> H. ROTHFELS, *Ost- und Westpreußen zur Zeit der Reform und Erhebung*, jetzt mit anderen einschlägigen Studien vereinigt in dem Sammelband *Bismarck, der Osten und das Reich*, Darmstadt 1960, S. 233 f.

<sup>43)</sup> H. ROTHFELS, a. a. O., S. 225.

<sup>44)</sup> F. MEINECKE, *Das Zeitalter der deutschen Erhebung*, zuerst Berlin 1906, zitiert nach dem Nachdruck in der *Kleinen Vandenhoeck-Reihe*, Göttingen 1957, S. 78 f.; 131 f.



anlegte. Diese harte Konsequenz ist Preußen von seiner Schmelztiegeltradition Altpreußens her leichter gefallen als Österreich. Sehr wohl hat Bismarck die historisch anders gewordene Vielvölkerproblematik Österreichs gekannt, er hat sie dort als unabänderlichen geschichtlichen Faktor hingenommen, aber er hat sie auch konsequent auf Österreich zu isolieren versucht. Um so unbedingter ist er in Petersburg stets für eine streng unitaristische Bekämpfung der nationalen Regungen in Westrußland und Kongreßpolen eingetreten, denn er hat den großrussischen staatlichen Panrussismus als die Garantie der Machtbalance in Osteuropa angesehen<sup>45</sup>).

Bismarck hat zweifellos auch die Gefahren gekannt, die die Aufrechterhaltung der konservativen Ordnung in Osteuropa für Deutschlands Zukunft enthielt, und er hat sie im Rahmen des Möglichen zu verringern versucht, indem er Österreich mit seiner noch viel weiter reichenden Verflechtung in Ost- und Südosteuropa aus Deutschlands Reichseinigung heraushielt.

So blieb Preußen seinen traditionellen osteuropäischen Bindungen verhaftet und konnte dennoch als deutsche Führungsmacht zum Motor des kleindeutschen Nationalstaates werden. Dieser mußte, wollte er außenpolitisch gegen den russischen Nachbarn bestehen, die im nationalstaatlichen Sinne unklaren Verhältnisse an seiner preußisch-osteuropäischen Grenze in Kauf nehmen, wodurch die preußisch-deutsche Polenpolitik zunehmend jenen bei aller rechtsstaatlichen Integrität verhängnisvoll-illusionären Charakter anzunehmen gezwungen war, als ob es keine nationalen Gegensätze unter der preußischen Krone gäbe<sup>46</sup>). Selbst in dem Polenbild der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ersten Weltkrieg lassen sich die Spuren dieser politischen Illusion nicht übersehen<sup>47</sup>).

Wie lange Deutschland der ungeheuren Spannung einer solchen so viele Widersprüche überdeckenden Lösung gewachsen sein würde, hing davon ab, wie lange der Schöpfer dieses komplizierten Systems die unauflösliche Einheit von osteuropäischer Ordnung im konservativen Sinne und weltpolitischer Machtbalance glaubhaft zu machen verstand.

Als seine Nachfolger den machtpolitischen Kardinalzweck des osteuropäischen Engagements, die Eindämmung des bündnisgezähmten

<sup>45</sup>) Gut herausgearbeitet bei H. FLEISCHHACKER, *Russische Antworten auf die polnische Frage*, München-Berlin 1941, S. 75 ff.

<sup>46</sup>) Dieses entscheidende Problem der preußischen Polenpolitik in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. ist jenseits von Anklage (so M. BROZAT, *200 Jahre deutsche Polenpolitik*, München 1963) und Apologie (so H. JABLONOWSKI, *Die preußische Polenpolitik von 1815—1914*, Würzburg 1964) zu durchdenken. Knapp und klar bei W. CONZE, *Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkrieg*, Köln-Graz 1958, S. 3 ff., 28 ff., für einen engeren Zeitraum unbefangene Sicht auch bei S. BASKE, *Praxis und Prinzipien der preußischen Polenpolitik vom Beginn der Reaktionszeit bis zur Gründung des Deutschen Reiches*, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 9, 1963, S. 7—268.

<sup>47</sup>) H. U. WEHLER, *Sozialdemokratie und Nationalstaat. Die deutsche Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage in Deutschland von Karl Marx bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Würzburg 1962, S. 112 ff.

Zarenreiches, aufgaben, war der neuerliche Erdrutsch des östlichen Kontinents nicht mehr aufzuhalten. Die nur auf das Funktionieren der außenpolitischen Machtbalance gerichtete Ordnung der Trias brach an den gewaltsam zurückgestauten inneren nationalen und sozialen Spannungen auseinander; das natürliche Selbstbestimmungsrecht der Völker zerschneidet die alten historisch-staatlichen Strukturen Osteuropas und der drei Monarchien am Ende des Ersten Weltkrieges<sup>48)</sup>. Damit hatte Preußen aufgehört, ein aktives Glied der osteuropäischen Geschichte zu sein.

Was blieb, war die Nachwirkung Preußens als politisches, geistiges und soziales Problem der deutschen Demokratie, die gerade in dem sozialdemokratisch regierten Freistaat Preußen bis 1932 ihre beständigste Stütze finden sollte. Freilich blieben auch die Fragen des Verhältnisses zu dem neuen Osteuropa nach dem Ersten Weltkrieg nicht außerhalb dieser Problematik. Durch die Rapallo-Diplomatie, in deren Motiven der Grenzrevisionismus von deutscher wie von russischer Seite eben doch keine ganz unwichtige Rolle spielt<sup>49)</sup>, wurden die Traditionen preußischer Osteuropapolitik einer außerordentlich gefährlichen Ideologisierung preisgegeben, die der in dem unverstandenen Weimarer Staat „heimatlosen Rechten“ die Möglichkeit eines neuen Taugroggen in der Synthese von Moskau und Potsdam vorgaukelte<sup>50)</sup>.

Geisterhaft begleitet nun der Name der glanzvollen friederizianischen Residenz das Ende Preußens in der deutschen Geschichte: Potsdam sollte 1933 die Versöhnung preußischer Staats- und Geistes-tradition mit der völkischen Revolution und der „nationalsozialistischen Bodenpolitik der Zukunft“ symbolisieren; und nicht minder symbolisch war es gemeint, wenn in unmittelbarer Konsequenz dieser wahnhaften Un-Politik Potsdam 1945 zum Schauplatz jener Beschlüsse gewählt wurde, die die Grundlage für die vollständige Auflösung des preußischen Staates, für die endgültige Vertreibung Preußens aus der europäischen Geschichte und für den Triumph Rußlands abgaben.

Nie seit den großen Völkerbewegungen am Beginn des Mittelalters ist die osteuropäische Geschichte einheitlicher und zugleich trostloser verlaufen als im Zeichen der Hegemonie des — wie MAX WEBER sagte — neuen Islam aus Moskau, dessen Geister auch preußische Militärs 1917 gerufen hatten und den das pseudopreußische Abenteuer Adolf Hitlers bis nach Potsdam führte.

---

<sup>48)</sup> Vgl. jetzt das oben Anm. 46 genannte Buch von W. CONZE.

<sup>49)</sup> Das muß gegen die für die Rapallo-Forschung ungemein lehrreichen Studien von H. HELBIG, *Die Träger der Rapallo-Politik*, Göttingen 1958, S. 5, dennoch eingewandt werden.

<sup>50)</sup> Vgl. die aufschlußreichen Darlegungen in dem Buch von O. E. SCHÜDDERKOPF, *Linke Leute von rechts. Die nationalrevolutionären Minderheiten und der Kommunismus in der Weimarer Republik*, Stuttgart 1960.